

ng

nur direkt von uns,

ca. 120 cm - 68

ustern, rein 1.25

uster gratis.  
lichtgefallen

laagen  
2 A (Baden)

nd Sprechen

Bevorzugt Rufenthalt  
ausführliche Offerten an  
nd Sprechieherin  
urgstraße 60.

e. Eigener Park.  
er mit Duchanlage.  
ge in die reizvolle  
(ü che, auch Diät.

4,50 RM  
ein Zucklag. Aus-  
t steht zu Diensten.

Blankenburg,  
3. M. Marquardt.

ldungen

rtliche, Naturkuren, 10/16  
3,-, 4,50 RM und 10%  
mit 32 Bildern um 10/16

11 hilft bei  
rruhe, Erschöpfung,  
ien, Epilepsie  
entirahlen bei entzünde-  
RM, 5 Flaschen 13 RM.

stisch.  
5., Jisenburg a. S.

Unser Postschickto lautet: Berlin 63 326. „Licht im Osten“, Missionsbund für Ausbreitung des  
Evangeliums unter den Völkern des Ostens G. B., Wernigerode.

# Dein Reich komme!

Monatshefte, herausgegeben von „Licht im  
Osten“, Missionsbund zur Ausbreitung des  
Evangeliums unter den Völkern des Ostens

Schriftleitung: J. Kroeger

Bezugspreise: Für das Inland: 4,- M. (à 40 Pfg.); U. S. A. und Kanada: 1 Dollar;  
Schweden, Norwegen und Dänemark: 4 Schwed. Kronen; Schwed. und Frankreich: 5 Schweizer  
Franken; Holland: 2½ Gulden; England: 4 Schilling.

Nr. 8 · 1932

August

13. Jahrgang



## Inhalt:

Das Ringen um Gott . . . . .	Seite 207
Ein persönlicher Gruß . . . . .	219
Der Sowjetstille entronnen . . . . .	221
Reiserlebnisse in Ostland . . . . .	225
Vom Dienst der Liebe . . . . .	230
Die bösen Kirchen- und Sektenteile . . . . .	231
Das Evangelium auf der Insel Sachalin . . . . .	232
Bericht über die ukrainisch-ev. Missionsarbeit in Wolynien 234	
Auf vulkanischen Boden . . . . .	236

Copyright by Missionsbund „Licht im Osten“, Wernigerode a. Harz.  
Alle Rechte vorbehalten.

Missionsbund „Licht im Osten“ (D.M.S.S.)  
Wernigerode a. Harz

# „Licht im Osten“

Missionsbund für Ausbreitung des Evangeliums unter  
den Völkern des Ostens E. V., Wernigerode a. Harz

## Vorstand:

Missionsdirektor J. Kroeker, Wernigerode.  
Missionsinspektor Pastor W. L. Jack, Wernigerode.  
Missionsinspektor P. Achenbach, Wernigerode.  
Professor Th. Schlarb, Gießen.

## Deutsches Komitee:

Heinrich Bartel, Gutsbesitzer, Reichsfelde (Westpreußen).  
Pastor Walter Birnbaum, Wichernvereinigung, Hamburg.  
Pastor Lic. Hans Brandenburg, Stadtm.-Insp., Berlin.  
Pastor Lic. Theodor Brandt, Mädchen-Bibelkreise, Leipzig.  
Otto Dreiholz, Direktor des Evangelischen Allianzhauses,  
Bad Blankenburg (Thüringen).  
Prediger C. A. Flügge, Schriftleiter der Christlichen Traktat-  
gesellschaft, Kassel.  
Superintendent Hugo Hahn, Dresden.  
Walter Halbach, Kaufmann, Bad Homburg v. d. H.  
Frd. Heitmüller, Dir. des Krankenhauses „Elin“, Hamburg.  
Joh. Krum, Ingenieur, Berlin.  
Pastor Otto Lüdecke, Staßfurt.  
H. Lüst, Reichssekretär im Reichsverband der Evangelischen  
Jungmännerbünde, Kassel-Wilhelmshöhe.  
D. Otto Melle, Direktor des Prediger-Seminars der Metho-  
disten, Frankfurt a. M.  
Pastor R. Mumsen, Hamburg.  
Pfarrer D. Chr. Neff, Vorsitzender der Süddeutschen Menno-  
nitenskonferenz, Weierhof (Pfalz).  
Dr. ing. Max Schmehel, Stadtrat, Mannheim.  
Ministerialeat Friedrich Graf Vitzum, Dresden.  
die gegenwärtige Zusammensetzung der ausländischen Komitees  
veröffentlichen wir in einer der folgenden Nummern.

Der Missionsbund ist angeschlossen an den Deutschen  
Evangelischen Verband für Volksmission, Sitz: Berlin-Dahlem

## Das Ringen um Gott<sup>1)</sup>.

Von Missions-Direktor J. Kroeker.

„Er sprach: Ich habe heftig für Jahu, den Herrn der Heer-  
scharen, geeifert; denn die Söhne Israels haben Deinen Bund  
verlassen und Deine Altäre zerbrochen und Deine Propheten mit  
dem Schwerte umgebracht, und ich bin allein übriggeblieben;  
nun trachten sie danach, auch mir das Leben zu nehmen.“

1. Kön. 19, 9—14. Ev. Joh. 1, 40—49. Eph. 1, 22—23.

Teure Konferenzgäste und Missionsfreunde! Sie werden es uns  
nachfühlen, daß wir zunächst kaum in Worten das ausdrücken kön-  
nen, was uns im Blick auf die mehr als zehnjährige Arbeit, die hin-  
ter uns liegt, erfüllt. Ohne mich zu verlieren in langen Ausführun-  
gen, darf ich bezeugen: es war Gott, der uns in unser Werk  
rief, es war Gott, der in seiner Barmherzigkeit uns  
trug, und es war Gott, der uns als einer kleinen  
Kraft immer wieder eine offene Tür gab. Ja, die  
Tür war gelegentlich so weit offen, daß die Dienste, die vor uns  
lagen, weit über unsere Kraft und auch über unsere Mittel hinaus-  
gehen wollten.

Wenn wir mithin bisher uneingeschränkt in unserer Arbeit da-  
stehen dürfen, so ist uns dieses wie ein Wunder vor unseren Augen.  
Vielleicht dient es zur inneren Hebung und Stärkung auch einzelner  
Reichsgottesarbeiter in unserer Mitte oder als Anregung für die  
ganze Gemeinde, mit Dank vor Gott zu treten, wenn ich offen be-  
kenne, daß auch die rein materielle Unterstützung  
im verflossenen Missionsjahre nicht geringer  
gewesen ist als im Jahre vorher.

Sie werden verstehen, teure Missionsfreunde, was das uns sagen  
will, gerade auch im Blick auf die gegenwärtige Wirtschaftslage bei  
uns in Deutschland. Und so heiße ich denn alle Freunde sowohl aus  
unserer Grafschaft hier als auch aus den Gemeinden, d. h. alle  
Freunde des In- und Auslandes, sehr herzlich willkommen! Wir  
erwarten, daß auch diese unsere 10. Glaubens- und Missionskon-  
ferenz den Charakter tragen wird, daß Gott ein Wort für uns  
hat, und daß dieses Wort uns durch die von uns gerufenen Brü-  
der in großer Klarheit und Freimütigkeit gedolmetscht werden wird.  
Dahin möge Gott uns segnen!

Nun gestehe ich ganz offen, daß ich das Thema für diesen Be-  
grüßungsabend auf dem Karmel empfangen habe. Als ich einen  
zehnstündigen Ritt mit einigen Freunden auf der Gebirgskette des  
Karmel zur Opferstätte des Propheten Elias machte, da wurde mir  
durch ein schlichtes Bild des Propheten der Text zuteil. Auf dem Wege  
zur Opferstätte rasteten wir an einem Orte, der von den „Eichen

<sup>1)</sup> Begrüßungsansprache für die 10. Glaubens- und Missionskonferenz in  
Wernigerode am Harz.

der vierzig Märtyrer“, die noch heute stehen, seinen Namen erhalten hat. Bis vor etwa einem Jahrzehnt brannte daselbst in einer im Felsen ausgehöhlten Opfernische fast ununterbrochen ein Opferlamm. Und noch heute kommen dort an einem bestimmten Festtage jeden Jahres die Druzen zusammen, um an dieser Stelle ihre Opfer darzubringen. Es ist jedoch nicht die Opferstätte des Propheten Elias. Sie liegt noch weiter östlich. In der Nähe des eigentlichen Opferplatzes hat die katholische Kirche ein schlichtes Gedächtniskloster erbaut.

Als wir dort vom Prior empfangen und in das Gastzimmer geführt wurden, sahen wir ein Bild des Propheten Elias. Noch weit stärker als die weiße Statue des Propheten, die den Pilger im Hofe draußen begrüßt, eine Statue in leuchtendem Weiß, ein Abbild der Reinheit und Lauterkeit des Propheten, — sprach zu uns dieses Gemälde in dem Kloster. Der Prophet mit einem langen Prophetenbart — eine heroische Erscheinung, aus deren ganzen Haltung heiliger Eifer, Entschlossenheit, Klarheit sprach, begnadet, eine damalige Welt vor eine neue Entscheidung zu stellen. Als diese Entscheidung geschehen war, setzte der Prophet den Fuß auf den Nacken eines Baalpriesters. In seiner Hand hält er ein flammendes Schwert, um mit diesem die unterlegenen Baalpriester zu töten. Da wurde mir klar: So groß der Eifer des Propheten für Gott auch war, so wuchtig auch das Zeugnis war, das Elias von Gott vor König und Volk, vor Freund und Feind abzulegen wagte, das letzte Wort über Gott hat uns der Prophet nicht gesagt.

Als ich dieses Gemälde sah, da sagte ich mir: **Welch ein Ringen um Gott!** Ich brauche es nun unserer Glaubens- und Missionskonferenz nicht zu sagen, **welch ein Ringen gerade auch in unserer Gegenwart wiederum um Gott geht.** Nicht etwa nur durch unsere Gemeinden oder aber nur durch unser deutsches Volk, nein — **welch ein Ringen um Gott geht gegenwärtig wieder durch die ganze Welt!**

Möchten wir den Mut haben, diesem Ringen ganz offen und unvoreingenommen ins Antlitz zu schauen, um auch für unsere Zeit eine Antwort zu finden, wie ein Elias sie fand für seine Zeit. Wie wünschen wir, daß die vor uns liegende Glaubens- und Missionskonferenz nichts anderes sein möchte als ein Zeugnis davon, wie auch wir im Angesichte Jesu Christi eine **Botschaft von Gott** für die Gegenwart gewonnen haben!

I. **Im Dienst der Propheten.** Nicht nur etwa allein beim Propheten Elias sehen wir dieses Ringen um Gott für seine Zeit; es war das Entscheidende im Dienste aller alttestamentlichen Propheten. So war mir zunächst ein ungemein erhebender Gedanke, zu sehen, wie auch in einer so dunklen Zeit, wieder Prophet sie durchlebte, die Offenbarung Gottes neu durchbrach und dem ganzen Volke etwas Entscheidendes von Gott zu sagen hatte. Denn ob es sich handelte um das religiöse Kultleben oder um die öffentliche Politik oder aber

um die allgemeine Wirtschaftslage, es war eine dunkle Zeit, in der der Prophet Elia lebte. Es hatte damals den Anschein, als ob hinfür immer das Wort Gottes von den Mächten der Finsternis würde gebunden sein. Denn das Fleisch, der fleischliche Mensch — wie Paulus sich auszudrücken beliebt — und die Kräfte der Unterwelt beherrschten die damalige Zeit.

Sie beherrschten, wie gesagt, zunächst einmal das damalige **Kultleben.** Baal war Gott geworden in Israel. 400 Baalpriester und mehr vertraten ihn im öffentlichen Kult. Es hatte im Volksleben den Anschein, als ob die göttliche Offenbarung, die Israel bisher geworden war, kapitulieren mußte vor der Macht, die in dem Baalkult immer wieder offenbar wurde. Es mußte der Eindruck entstehen, als ob die Lüge triumphieren werde über die Wahrheit, die Finsternis über das Licht.

Wie herrschten sie, die Baalpriester, bis in die einzelnen Gebiete des öffentlichen Lebens hinein! Die göttliche Offenbarung hatte so zu schweigen, daß ein Träger derselben vor Gott die Klage auszusprechen wagte: „Ich bin allein übrig geblieben!“ Diese Worte des entmutigten Propheten Elias in der Wüste bezeichnen die damalige dunkle Zeitlage, in der er auftrat, um in höherem Auftrage seinem Volk zu dienen. Ich brauche da die Parallele mit unserer Zeit und mit der Lage der Kirche Christi in unseren Tagen nicht zu ziehen. Wie hätte die Kirche Christi, die Prophetin der Gegenwart, einerseits allen Anlaß, mit einem Propheten Elia in die Wüste zu gehen und dort mit ihm zu sprechen, wie er sprach. Als Gott ihn fragte: „Was tust du hier, Elia?“ da war seine Antwort: „Ich bin allein übrig geblieben.“ Denken wir nur an Rußland oder auch an so manche Vorgänge bei uns in Deutschland, so könnte es scheinen, als ob wir als Kirche Christi mit unserem Christus und unserer Botschaft von Gott auch in unserem Volksleben nur noch allein übrig geblieben wären.

Wenn damals auch durch die dunkle Zeitlage sowohl das religiöse wie auch politische und kulturelle Leben beherrscht war, Gott behielt sich doch das letzte Wort vor. Sie wissen ja, teure Brüder und Schwestern, wie eng gerade in Israel das religiöse oder das Kultleben verbunden war mit der herrschenden Politik und dem allgemeinen Volksleben. Man trennte da nicht, wie es vielfach in unsren Tagen geschieht, zwischen Religion und Alltagsleben. Beides war aufs allerengste miteinander verbunden. Daher hatte auch der phönizische Baalkult durch seine Priester einen so ungeheuren Einfluß auf die damalige öffentliche Politik. Sie wissen, wie diese damals beherrscht wurde von fremden Einflüssen.

Ahab als König war zwar kein kleiner Herrscher. Er stand aber unter dem Einfluß jener Geistesströmungen, die von Tyrus und Sidon ausgingen. Seine Ehe mit der Tochter des Königs der Phönizier Et-Baal (d. i. „Gott mit ihm!“) war eine politische Ehe. Der enge Zusammenschluß Samarias mit den Phöniziern geschah zur machtpolitischen Stärkung Israels gegen Damaskus, der Hauptstadt

der Aramäer. Sodann war Tyrus mit seinem ausgedehnten Seehandel der große Markt des Westens, wo Samaria seine Produkte absetzen konnte. Isebel war als Königstochter der reichen Phönizier eine stolze Frau. Sie fühlte sich in der Kultur und Erziehung weit überlegen über Israel. Wie stolz und selbstbewußt sie war, geht aus den Worten hervor, die sie Elias überbringen ließ: „Wenn Du Elias bist, so bin ich Isebel!“<sup>1)</sup> So kam es denn, daß das ganze Volksleben, auch das politische mit in diese fremden Geistesmächte hineingezogen wurde.

Nun ist es aber in der Geschichte, nicht etwa nur damals in Israel, immer so gewesen, daß, sobald der Mensch sein innerliches Verhältnis zur göttlichen Offenbarung verlor, die Erde das Verhältnis zum Menschen verlor. So kam es denn, daß das ganze öffentliche Leben Israels wie unter einem allgemeinen Gerichte stand. Eine Hungersnot war eingetreten, so umfassend, daß selbst der König mit seinen Hofbeamten hinausziehen mußte, um in den einzelnen Quellgebieten des Landes Futter für seine Pferde zu suchen.

Und doch war Gottes Wort nicht gebunden! Es brach durch auch bei der knechtenden Herrschaft der Finsternis in jenen Tagen und zwar in dem Propheten Elia. Und dieser Prophet wagte von Gott so zu reden, wie er seinen Gott geschaut und wie er ihn erlebt hatte. Ich habe einleitend das ganz ernste Wort fallen lassen, daß uns von Elia nicht das letzte Wort über Gott gesagt wurde. Wir wollen jedoch keines seiner Worte missen, das er uns auf Grund seines Gotterlebens und der damit verbundenen göttlichen Offenbarung hat sagen können.

Im Gericht der Geschichte erlebte er, daß Gott größer ist als das Gericht der Zeit. Die vertraut sind mit unserer alttestamentlichen Theologie, wissen, wie kritisch Prof. Gunkel zu manchen Fragen des alten Testaments steht. Trotzdem sagt er aber im Blick auf den Propheten Elia und dessen Dienst in jener Zeit: „Er schaute in eine Geschichte voll Blut und Tränen, aber in eine Geschichte, in der der wahre Gott triumphierte.“ Hat das nicht auch uns etwas zu sagen?

Ja, der Prophet schaute in eine Zeit voller Blut und Tränen, aber sein Gott war ihm größer als die dunkle Geschichte seiner Zeit. Wenn ich etwas gehabt habe im Laufe der hinter uns liegenden Gerichtsjahre, in den Zeiten dunkelster Stunden während des Krieges, in der Revolutionszeit bis in die Gegenwart hinein, Brüder und Schwestern, dann war es die Gewißheit: so laut gegenwärtig auch der Mensch spricht, so stark der Mensch auch wieder auf allen Gebieten des Lebens das ausgibt, was er ohne Gott in sich trägt, — es ist nicht das letzte Wort, das zur Menschheit gesprochen werden wird!

Es mag sein, daß auch wir uns wie ein Elia in die Resignation

<sup>1)</sup> Nach griechischem Text, im hebräischen fehlen sie.

und in die Verzweiflung im Blick auf die gegenwärtige Lage zurückziehen mögen. Es mag sein, daß auch wir wie der Prophet mit zusammengebrochener Kraft vor unserem Gott liegen und sagen: „Ja, das hat das Volk getan! Es hat Deine Altäre abgebrochen, es hat Deine Propheten mit dem Schwert getötet, und nun trachten sie auch mir nach dem Leben.“ Es wird aber nicht das letzte Wort sein, das zu unserem Volk und zur Welt gesprochen werden wird!

Es mag sein, daß Gott für einzelne unter uns nur noch einen Schlufdienst hat, wie Er ihn hatte für seinen Propheten. Er sandte ihn zunächst nach dem Horeb und von da zurück in das öffentliche Leben jener Zeit, um drei Personen für ihren zukünftigen Dienst zu salben. In jedem Fall wird aber Gott das letzte Wort haben, und Er wird es aussprechen. Wenn Er es nicht mehr sprechen kann durch uns, wird Er es sprechen durch andere. Er wird auch in der gegenwärtigen so überaus dunkeln Weltlage etwas sagen von dem Heil, das Er noch für die Zukunft hat, von der Offenbarung, die sich eines Tages wieder stärker erweisen wird als die dunkelste Nacht der Finsternis.

Im Kampf mit der damals herrschenden Politik durfte ein Elia erleben, daß Gott stärker ist als die Macht der Welt. Es gibt Zeiten, und solche gab es auch in den Tagen des Elia, wo der Prophet Gottes schweigen muß. Man steht unter dem Eindruck, daß alles Reden zunächst vergeblich ist. Auch Gott in seiner Offenbarung muß insoweit vorübergehend zurücktreten, um dem Menschen Gelegenheit zu geben, aufs neue seinen Fall zu erleben. Das heißt, Gott gibt dem Menschen die Gelegenheit, wieder einmal alles das auszukramen, was er an Finsternismächten und dunklen Abgründen in sich trägt. Ich sage, es mag sein, daß auch heute gelegentlich der Prophet schweigen muß, wie ein Elia zeitweise zu schweigen hatte.

Aber wie erlebte er, daß Gott zu seiner Stunde dennoch stärker ist als all das Reden der Welt, als die herrschende Politik seiner Zeit. Gott sandte ihn an den Bach Krith. Als dieser vertrocknete, sandte Er ihn zu einer armen Witwe in Zarth. Er berief ihn aber auch wieder zur rechten Stunde. Als erst wieder der richtige Augenblick Gottes gekommen war, sandte Er ihn zu seinem König. Dieser herrschte den Propheten zwar an: „Bist du es, der Israel in Verwirrung bringt?“ Da erhielt der König jedoch die Antwort: „Nein, du und deines Vaters Haus, ihr seid es, die ihr Israel in Verwirrung gebracht habt.“ Ich will das im Einzelnen nicht weiter ausführen, sondern nur zeigen, wie ein Elia im Blick auf die herrschende Politik des Hofes, oder allgemeiner ausgedrückt, im Blick auf die damals herrschende Politik erfuhr, Gott ist stärker als das Reden des Menschen!

Wenn ich unter einem Eindruck stehe, dann ist es doch der, daß die Kirche Christi der Gegenwart bei all den politischen Reden, die heute berechtigt oder unberechtigt gehalten werden, Gott wieder so

erleben möchte, daß sie erkennt, Gott ist stärker als all die politischen Strömungen unserer Tage. Und es ist gewiß: Er wird zu seiner Stunde wiederum auch ein Wort für uns als seine Kirche haben. Er wird zunächst zu uns sprechen, damit wir dann als Sein Volk wiederum auch sprechen können zu unseren Brüdern und darüber hinaus zu den Völkern der Erde.

Im Eifer für Gott erlebte Elias, daß die Offenbarung siegte über die Scharlatanerie heidnischer Baalkulte. Ja, wie triumphtierte da auf dem Karmel lethhin doch die Offenbarung über die Sprache der falschen Propheten! Sie schrien, sie rühten sich und zwangen die Gottheit in ihre Gewalt. Und die Gottheit war so ohnmächtig wie ihr Prophet. Als aber ein schwacher und einsamer Gottesbote sich der göttlichen Offenbarung hingab und bereit war, in ihrem Auftrag Gott zu dolmetschen, wie sah sich da der Prophet gerechtfertigt durch die Sprache der göttlichen Offenbarung.

Ich habe es im Laufe meines Dienstes immer wieder so stark erfahren müssen, daß es etwas ungemein Unfruchtbares ist, wenn wir erst glauben, Gott rechtfertigen zu müssen. Ich habe jedoch gefunden, daß es etwas ganz Köstliches ist, auch mitten in einer dunklen Weltlage im Dienste Gottes zu stehen, wenn uns von Fall zu Fall die göttliche Offenbarung in unserm Dienste rechtfertigen kann. Und ist es nicht der Eindruck aller, die irgendwie in engerer Fühlung mit unserem religiösen Leben in Deutschland stehen, daß heute, so ablehnend viele auch sein mögen, andererseits der Dienst der Kirche und deren einzelnen Träger wieder gerechtfertigt wird durch die göttliche Offenbarung wie schon lange nicht? Kirchen und Bethäuser sind voll, in denen man wieder von Gott und seiner Offenbarung in Christus etwas Erlösendes zu sagen hat.

Es würde zu weit führen, wenn ich da auch Einzelnes aus dem Gebiet der Forschung, von den Ergebnissen der Ausgrabungen, von der Umstellung in der Wissenschaft usw. hervorheben würde. Wie Vieles, das noch gestern Gott verneinte, muß Ich heute wieder bejahen! Es handelt sich mir heute abend aber allein um die Feststellung, daß ein Elias sich mitten in der Scharlatanerie heidnischer Baalkulte und dem Frevel, den man damals mit dem Göttlichen trieb, gerechtfertigt sah. Er erlebte es so eindrucksvoll, daß die Offenbarung triumphiert über das Gebaren des falschen Prophetentums und über jene Kulthandlungen, durch welche man Gott in die menschliche Ohnmacht herabzuziehen versuchte.

Im Zusammenbruch seiner Kraft erlebte der Prophet, daß die Barmherzigkeit auch in unserer menschlichen Schwachheit nicht versagt. Es war doch einerseits ein tragisches Bild, diesen Mann, der auf dem Karmel König und Volk vor eine letzte Entscheidung gestellt hatte, in der Wüste unter dem Wacholder sitzen zu sehen und sprechen zu hören: „Es ist genug, so nimm nun, Herr,

meine Seele!“ Es mag sein, daß auch wir als Kirche Christi eines Tages in unserem Dienst so einen inneren Zusammenbruch unserer bisherigen Glaubenszuversicht erleben. Wir sind Menschen. Auch die Kirche Christi ist bis heute im Dienst nicht über ihre Knechtsgestalt hinausgewachsen. Wir fühlen gerade im Blick auf den ungeheuren Kampf in der Gegenwart unsere Ohnmacht, Armut und Schwachheit. Es ist, als ob wir um ein Bild, ein Gleichnis innerlich ringen müßten, um ein erlösendes Wort von Gott auch im Blick auf unsere Zeit sagen zu können.

Wie köstlich, daß, wenn der Prophet den Blick für Gott verloren hat, Gott seinen Propheten nicht verliert! Er findet ihn auch unter dem Wacholderstrauch. Er spricht zu ihm, nachdem der Prophet zu Gott in seiner Vergaßtheit gesprochen hat. Ich glaube und erwarte es, daß Gott auch uns, so mutlos wir in unserem Kampf und Dienst auch immer geworden sind, finden wird. Er wird unser Ohr öffnen, daß wir hören wie ein Jünger, so daß wir wieder eines Tages unter unseren verbannten Brüdern stehen und sagen dürfen: „Der Herr hat mir eine geübte Zunge gegeben, um mit den Müden zu reden zur rechten Zeit!“ So triumphiert die göttliche Offenbarung auch über die menschliche Schwachheit ihres Propheten. Sie triumphiert über den Zusammenbruch unserer Kraft, speist und tränkt uns, so daß wir eines Tages kraft dieser Speise weiter eine prophetische Mission unter unseren Brüdern erfüllen können.

Da das Erleben Gottes so gewaltig war, so entsprach das Reden des Propheten Elias auch der Größe, die er in Gott geschaut hatte. Es war nicht nur eine rein religiöse Verehrung, die das jüdische Volk gerade für den Propheten Elias hatte. Es war durch den Dienst des Propheten begründet, daß das ganze Volk sich von der Erwartung beherrscht sah, wenn der Messias käme, so würde zuvor Elias erscheinen, um wieder aufs neue so Großes von Gott zu sagen, wie er es zu seiner Zeit hatte tun können.

Auch wir als Kirche Christi und als Prophetin der Gegenwart, wie ich so gern die ganze Kirche bezeichnen möchte, haben ebenfalls nur so Großes von Gott zu sagen, als Gott durch seine Offenbarung uns hat enthüllen können. Wir können nur insoweit Gott in seiner Offenbarung dolmetschen, insoweit wir Gott geschaut haben. Er wird uns in Seiner Majestät und Größe, in Seiner Gegenwart und Kraft, in Seiner Offenbarung und Erlösung nur insoweit zur Botschaft werden, als wir ihn auf diesem Gebiet gesehen haben.

Ich sagte aber bereits einleitend, Elias hat uns trotz dieser seiner großen Botschaft nicht das Letzte über Gott gesagt. Dieses wird begründet durch ein Wort Jesu. In den Tagen Jesu wies man hin auf Johannes den Täufer. Er war auch einer der alttestamentlichen Propheten. Ja, Jesus nennt ihn den Größten von allen. Und doch fügt Er hinzu: „Der Kleinste im Himmelreich ist größer als er.“ So voll Bewunderung ich da auf dem Karmel auch war, und zwar

im Blick auf das, was Gott einst durch den Propheten Elia gegeben hat, als ich jedoch das Gemälde sah, der Prophet als Gottesbote, der Prophet als Träger der Offenbarung hat als Letztes nichts anderes zu geben, als den Fuß auf den Nacken eines im Kampf unterlegenen Baalspriesters zu setzen, bereit, denselben mit dem zündenden Schwerte zu töten — **weld ein Bild!**

Wie arm wäre die Welt an Evangelium geblieben, wenn das das letzte Wort der Träger der göttlichen Offenbarung gewesen wäre! Wie arm wären wir als Kirche Christi, wenn unser Schwert des Geistes eines Tages wieder enden wollte mit dem Schwert in unserer Hand im Blick auf jene Brüder, die nicht an Ihn glauben wollen, oder auch zunächst nicht an Ihn glauben können!

Der gegenwärtige Generalkonsul in Jerusalem, Dr. Nord, ist ein sehr großer Kenner des Orients. Wir sind einigemal bei ihm gewesen, und an einem Abend hielt er uns einen Vortrag über die dunkle Zeit der Kreuzfahrer. Als ein genauer Kenner dieser dunklen Periode und der Einzelheiten, die nur in Fachwerken über diese Zeit veröffentlicht sind, schilderte er uns die Mission der Kreuzritter. Da verstand ich, warum in der ganzen moslemischen Welt Eindrücke hinterlassen sind, die der Islam innerlich bis heute noch nicht überwunden hat.

War es nicht die allerdunkelste Seite auch der Kirchengeschichte, wenn man glaubte berechtigt zu sein, Feuer vom Himmel fallen zu lassen, wie es auch Elia getan? So kam es, daß Rom mit fleischlichen Waffen göttliche Werte schaffen wollte. Wie errichtete es Scheiterhaufen und Folterkammern für die einzelnen Träger der göttlichen Offenbarung! Ich hoffe nun, Sie verstehen mich, wenn ich da auf dem Karmel den Eindruck gewann: Nein, Elias, so groß dein Wort über Gott auch war, auch in deiner Seele rang zunächst der Kampf um Gott! Du hast uns nicht das Letzte von Gott gesagt!

2. Im Zeugnis der Jünger. Daher kam später das Zeugnis der Jünger. Ich habe mit Absicht einige Zeugnisse aus dem Evangelium Johannes vorgelesen, die sich anschließen an das Zeugnis der alttestamentlichen Propheten, den Täufer Johannes: „Siehe, das ist Gottes Lamm!“ So sprach Johannes im Blick auf den, der als Heiland der Welt erschienen war. Dann kamen Philippus, Petrus, Nathanael, und später kamen auch die anderen. Zuletzt kam auch Paulus, dieser Prophet der neutestamentlichen Gemeinde.

Wie gewaltig war doch das Zeugnis dieser Jünger über Gott. Wenn sie etwas als Ganzes im Blick auf Jesus haben wiedergeben können, so war es doch die Erkenntnis, daß Jesus seinen Vater ganz ernst nahm. Jesus auch in seiner Knechtsgestalt nahm seinen Vater ganz ernst und stellte daher seinen Dienst, sein Wort, seine Leiden, ja selbst sein Sterben in die Welt seines Vaters.

Nie hätte Jesus seine einzigartige Messiasmission zum Heile der Völkerwelt erfüllen können, wenn Er in seiner Knechtsgestalt seinen Vater im Himmel nicht ganz ernst genommen hätte. Gewiß, es gab auch für Ihn noch andere Wirklichkeiten. Er täuschte sich nicht über die Mächte seiner Zeit hinweg. Ob es der Fluch der Sünde war, ob es die Kräfte der Unterwelt waren, ob es die große Welt menschlicher Leiden und Schwachheiten war, ob es die Macht des Todes war, — Jesus setzte sich nicht über diese Wirklichkeiten letztlich hinweg. Sie waren Ihm aber nicht letzte Wirklichkeiten.

Weil Jesus mit der Welt seines Vaters ganz Ernst machte, daher war Er auf allen Gebieten so unabhängig von dem, was Ihn umgab. Ob es das Sprechen der Zeit war, ob es die herrschende Sünde war, ob es die dämonischen Mächte waren oder ob es der Tod war, der seine Opfer forderte, unser Jesus erwies sich als Herr dieser Wirklichkeiten. Warum? Weil Er in der Welt seines Vaters lebte. Diese Welt war Ihm größer als das Neben seiner Zeit. Es wurde damals viel gesprochen. Auch manches Gute wurde gesagt. Und doch, wenn Er sprach, dann hatte das Volk den Eindruck, Er redete als einer, der Vollmacht hatte, nicht wie die Schriftgelehrten. Jeder fühlte, in seinem Wort liegt schöpferische und erlösende Kraft.

Wie kam es nur, daß nie die Sünde Ihn vom Menschen trennen konnte? Wohl schied die Sünde den Menschen von Ihm, so daß der Mensch nicht wagte den Saum seines Kleides anzurühren. Wohl trennte die Sünde den Menschen von Ihm, aber niemals trennte sie Ihn vom Menschen. Darum fand Er den Weg zum Menschen. Er sah unter den Böllnern und Sündern und sprach Worte, die in dem Leben der Gebundenen erlösend wirken mußten. „Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr!“ —

So lebte Jesus in der Welt der Vergebung seines Vaters und nahm sie ganz ernst. Er lebte in der Vergebung, darum diente Er aus der Vergebung heraus. So kam es, daß Jesus in seinem Dienst und in seinem Opfer den alttestamentlichen Vergeltungsgedanken einfach überwand. Nicht die Vergeltung überhaupt! Er spricht von Gericht. Er spricht zu Chorazin und Bethsaida: „Wehe!“ Er weint über Jerusalem, das Propheten töten und die Gesandten von Gott steinigen kann.

Aber was tut Jesus? Er verlegt den Vergeltungsgedanken von Gott in unsere Handlungen. Nicht Gott vergift uns, unser Widerspruch wird uns zum Gericht. Erst wenn die Pharisäer sprechen können: „Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub“, spricht Er von einer Vergebung, die diese Kreise nicht mehr erfassen wird. Erst wenn Jerusalem seine Propheten steinigt, erlebt es seinen Untergang als letzte Frucht dieser seiner Handlung. So nahm Jesus den Vater in seiner Vergebung ganz ernst bis zu jenem höchsten Augenblick der Geschichte, wo Er am Kreuze sterbend ausrufen konnte: „Vater, vergib ihnen . . .!“ — ohne damit dem

Menschen seine Verantwortung für die Zukunft irgendwie zu nehmen.

So können wir fortfahren und zeigen, wie die Jünger sehen, daß Jesus seinen Vater ganz ernstnahm in seiner unmittelbaren Gegenwart und in seinem uner-schütterlichen Reich-Gottes-Sieg. Auch in den Tagen Jesu lebte das Reich Gottes zunächst nur in Anechtsgestalt. Was damals das Erschütternde für viele Wartende war, sie erlebten die großen Taten Gottes zunächst nur als Einzel-erscheinungen, ohne daß die Welt als Welt ganz von den Kräften der Herrschaft Gottes erfasst wurde. Aber was durchbrach, war gegenwärtige Gottesherrschaft. Was sie sahen, war das Triumphieren Gottes über alles Fleisch. Es war nicht etwa nur eine dog-matische Formel im hohepriesterlichen Gebet unseres Heilandes: „Wie Du ihm Vollmacht gegeben hast über alles Fleisch.“ Diese Vollmacht entsprach der Größe Gottes, in dessen Welt Jesus lebte. Daher sahen die Jünger dieselbe auch in dem Handeln Jesu. Dem entsprechend redeten sie in ihren Evangelien und die Apostel in ihren Briefen so von Gott. Und doch kennen wir das Jesuswort: „Ich hätte euch noch viel zu sagen, doch ihr könnt es jetzt nicht er-tragen.“ Erschrecken Sie bitte nicht, wenn ich nun sage: Auch die Jünger haben uns das Letzte über Gott nicht ge-sagt.

3. Im Aufbau der Gemeinde. Die Gemeinde Gottes in ihrem Aufbau hat weiter sprechen müssen über Gott. Was ist nicht im Laufe der beiden Jahrtausende der christlichen Kirche von dieser alles über Gott gesagt worden! Wie verkörperte sich in dem Dienst und in dem Zeugnis der Kirche immer wieder das, was Gott seiner Kirche hatte sein, wie Er sich ihr hatte offenbaren können.

Wenn ich sage, auch die Jünger haben uns nicht das Letzte über Gott gesagt, so will ich damit jedoch niemals behaupten, als habe die Kirche, die Jüngergemeinde von heute über die Botschaft der Jünger hinaus noch etwas völlig Neues sagen können. Aber, sagen Sie mal, möchten wir neben dem Zeugnis der Jünger das missen, was die ganze Kirche Christi im Laufe von fast zwei Jahrtausenden durch ihr Erleben Gottes und durch das, was sie in Gott schaute und von Gott empfing und wie sie Gott zu dolmetschen wagte, trotz ihrer Anechtsgestalt und all ihrer Irrungen?

Wie unendlich viel hat die Kirche der Zeit von Gott sagen können. Aber ich muß wiederum sagen: Auch die Kirche hat uns nicht das Letzte über Gott gesagt. Ich weiß nicht, wie die anderen Brüder und Reichsgottesarbeiter denken mögen. Stehen wir aber heute nicht wieder unter dem fast unerträglichen Eindruck, als ob wir uns unendlich schämen müßten über die innere Armut unserer Botschaft? Wir können das entsprechende Bild, das Gleich-nis, die Kraft nicht finden, durch die wir wiederum auch zu unserer Zeit mit ihren schweren Katastrophen, mit ihrem bewußten Wider-spruch gegen Gott über Gott reden könnten! Ein Ringen um Gott

10. Glaubens- und Missionskonferenz in Bernigerode vom 29. Juni bis 3. Juli 1932.



Sonders Herib, Speis, von links nach rechts: Pfr. Wöde, Göttingerode; Missionsinspektor Kohnrad, Bernigerode; Missionsinspektor P. Jock, Bernigerode; Direktor D. Reite, Kaut-haus a. Rh.; Landesbischof D. Herborn, Schwert; Missionsinspektor Kroeber, Bernigerode; S. Prodanow aus Mülheim; P. Gumbert, Gumburg; P. St. Brandt, Weipitz; P. Elm-baum, Gumburg; Kapitänleutnant a. D. v. b. Kibbe, Lohran; Kirchengesin Koenig aus Hülshaus; P. Stemann, Reinfretz.

geht daher heute durch die Kirche Christi wie kaum vorher. Wie fragen wir uns bewußter als je bis in die einzelnen Zweige der inneren Mission hinein, wie wird die Kirche Christi heute wieder zu einer Botschaft für die Welt?

Ich gestehe ganz offen, wenn ich nichts anderes im Orient, in Ägypten, Palästina und Syrien empfangen hätte als das, was dort gegenwärtig geschieht durch die verschiedenen Missionen — obgleich in Jerusalem an 80 Missionen arbeiten sollen — ich weiß nicht, wie bedrückt ich dann nach Hause gekommen wäre. Ich sage das bei aller Anerkennung dessen, was von den einzelnen Missionen in ihrer Eingabe an Gott getan wird. Wie arm sind wir aber bis in unsere einzelnen Missionszweige hinein an Gott! Welch ein Ringen geht heute wiederum um Gott und um eine große Botschaft von Gott, die der Größe der Aufgabe entspricht, vor der die Kirche in der Welt steht. Ja, wie haben wir versagt, gelegentlich so schwer geirrt, uns in unserem fleischlichen Dienst müde gemacht, zu Mitteln gegriffen, durch die nie lebendige Bausteine für den Tempel Gottes gewonnen werden konnten! Wie oft gingen uns unsere Erfahrungen über das, was Gott neu erschließen wollte oder wodurch Er neu die Welt durch uns segnen wollte.

Welch ein Ringen um Gott! Daher wird die letzte Antwort über Gott erst gegeben werden können in der Vollendung des Gottesreiches. Die Kirche Christi lebt in der Knechtsgestalt. Daher trägt auch ihr Zeugnis zunächst das Gepräge der Schwachheit und des Stückwerks. Aber es kommt das Gepräge der Schwachheit und des Stückwerks. Aber es kommt einmal die Stunde, wo offenbar werden wird, was Gott im Verborgenen innerhalb Seiner Kirche hat wirken und Neues schaffen können. Der Apostel Johannes drückt diese Hoffnung mit den Worten aus: „Es ist noch nicht offenbar geworden, was wir einmal sein werden. Wir wissen jedoch, daß, wenn Er erscheinen wird, wir Ihm gleich sein werden; denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist.“

Noch haben wir Christus nicht so ergriffen, wie wir als Kirche Christi von Ihm ergriffen worden sind. Es naht jedoch die Vollendung, wo wir Ihn sehen werden in seiner ganzen Schöne, in der ganzen Fülle Seiner Majestät, in dem ganzen Reichthum seiner Gnade. Dann wird die Kirche Christi Gott der Welt dolmetschen, wie sie es in der Zeit ihrer Knechtsgestalt nie hat tun können.

Daher weist in Christus als dem Haupte und innerhalb des gegenwärtigen Aufbaus seiner Gemeinde auch alles prophetisch über das Augenblickliche, Zeitliche, Stückweise hinaus auf das Kommende, Zukünftige, Vollendete. Die Gemeinde lebt bis in die Gegenwart in einem dauernden Advent. In ihr schweigt die Bitte nicht, weder in ihrem Herzen noch auf ihren Lippen: „Dein Reich komme!“ Ja, Dein Reich komme, damit, wenn es offenbar wird in seiner ganzen Herrlichkeit, die Welt Gott sehe und zwar in Seiner ganzen Größe, Majestät und Offenbarung! Das

Ringens um Gott — wir stehen mitten darin! Und wir erwarten, daß auch aus dem Ringen um Gott in der Gegenwart eine neue Botschaft für unsere Zeit wird herausgeboren werden. Das walle Gott! —

### Ein persönlicher Gruß.

Teure Missionsfreunde! Es ist uns ein Bedürfnis, nach unserer glücklichen Heimkehr aus dem Orient am 14. Juni d. J. noch einen persönlichen Gruß an alle Freunde weiterzugeben. Sahen wir uns doch von der Liebe und den Gebeten vieler Tausende im In- und Auslande während unserer ganzen, fast achtmonatigen Reise getragen. Es gehört mit zum Geheimnis der Gemeinschaft des Geistes, daß diese sich nicht durch Raum und Zeit binden läßt. Wir haben es gelegentlich so stark empfunden, daß uns so viele auf unseren Reisen und Diensten im Geiste begleiteten.

Es läßt sich nun nicht in wenigen Sätzen sagen, was wir während sieben Monaten in Ägypten, dem Sonnenland der Pharaonen, in Palästina, der Heimat der Propheten und in Syrien, dem Schauplatz alter Geschichte alles gesehen haben. Galt doch unser Besuch weniger dem herrschenden Leben der Gegenwart als vielmehr jenen althistorischen Plätzen, die einst der Schauplatz der göttlichen Offenbarung gewesen waren. Wir haben auf diesem Gebiete Ruinenfelder gesehen und deren Sprache lauschen dürfen, wie es vielleicht nicht vielen Reisenden vergönnt ist. Manche der alten Ortschaften konnten nur durch Eselsritte oder durch eine Wüstenreise erreicht werden.

Obgleich ich Laie im Photographieren bin, ist es mir dennoch gelungen, manche ganz seltene und sehr wertvolle Aufnahmen alter Ruinenfelder wie z. B. im Ostjordanlande, in Baalbed, in St. Simeon und in Palmira in der syrischen Wüste zu machen. Ich hoffe, sie da und dort während meiner Dienste in einem oder auch einigen Lichtbildervorträgen über „die Ruinen Sprache des Orients“ zum Segen weiter Kreise verwenden zu können. Denn schweigt gegenwärtig im Orient auch überall der Mensch, so reden daselbst aber um so lauter die Ruinen von der einstigen Macht und Herrlichkeit, die seiner Zeit im Gericht rettungslos zusammengebrochen sind.

Auch konnte ich einen weiteren Band, den sechsten innerhalb meines Gesamtwerkes über das alte Testament vollenden. Er befindet sich bereits im Druck und wird im Laufe des nächsten Monats vom Verlag aus versandt werden können. Außer sechs einleitenden Kapiteln über das Prophetentum im allgemeinen enthält derselbe eine eingehendere Beleuchtung der beiden ersten kanonischen Schriftpropheten Amos und Hosea. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß gerade diese zwei Träger der göttlichen Offenbarung auch unserer so aufgeregten Zeit etwas Entscheidendes zu sagen haben.

Als wir anfangs November Wernigerode müde und fast am Ende unserer Kraft verließen, stellte Gott unsere Reise unter das wunderbare Wort: „Und die Wolkensäule wich nimmer vom Volke!“ So viele Reisen wir auch machten, welchen Gefahren — uns bewußt gewordene oder unbewußt gebliebene — wir auch begegneten, welche Wünsche wir auch hatten — Gottes Gegenwart leitete und deckte uns. Wir haben keinen schwereren Unfall gehabt, trotz der gelegentlichen Hitze keine Krankheit erlitten, sondern blieben fähig zum Sehen, Hören und Empfangen, was Gott uns an Eindrücken geben wollte.

Auch manchen Dienst durfte ich in Palästina und besonders auch in Syrien tun. Aber darüber gelegentlich mehr. Heute grüßen wir nur aus

der deutschen Heimat die vielen Freunde in Palästina und Syrien, mit denen wir so manche Stunde der Gemeinschaft des Geistes pflegen durften.

Nun liegt wieder viel Arbeit hier in Deutschland und darüber hinaus vor uns. Noch übersehe ich nicht ganz die Fülle derselben. Aber Er, der Seine Kraft immer wieder in unserer Schwachheit vollendet, wird entsprechend den Aufgaben auch das Vermögen schenken. Wir bitten daher, teure Freunde, nicht müde zu werden in Ihrer Fürbitte, damit auch wir alle mit unserem ganzen Missionswerke eine klare Gottesbotschaft haben möchten für die Wüden unserer Zeit.

**Präsident J. S. Prochanow.** Bereits vor uns war auch **Oberingenieur J. S. Prochanow**, Präsident der Evangeliumschriften in Rußland, wieder aus Amerika zurückgekehrt. Auf Grund seiner Ausführungen hat Gott ihm Gnade gegeben, manche neue Freundeskreise in Amerika für sein großes Werk in Rußland zu wecken und zu vereinigen. Er ist daher mit großer Zuversicht und mit neuem Schaffensdrang erfüllt nach Berlin zurückgekehrt.

Da es ihm gegenwärtig nicht möglich ist, nach Rußland zu gehen, will er um so mehr für seine Brüder in Rußland wirken. Er ist daher gern bereit, in größeren Konferenzen, in den Universitäten und auch in den Kirchen und Gemeinden Vorträge über Rußland zu halten. Seine selten große Korrespondenz mit seinen Brüdern gibt ihm die Grundlage, immer wieder einen Gesamtüberblick auch über die gegenwärtige Lage in Rußland zu gewinnen, wie nicht viele Kenner Rußlands ihn haben können. Außerdem möchte er durch sein neu geschaffenes und gut ausgestattetes russisches Blatt „**Evangelistskaja Wera**“ die geistlich angeregten und interessierten Kreise außerhalb Rußlands erfassen und durch gute Artikel ihnen innerlich dienen. Nach Anlage und Inhalt kann dasselbe ein sehr wertvolles geistiges Bindeglied für die Hunderttausende der russischen Flüchtlinge sein, die in der ganzen Welt zerstreut leben. Wenn interessierte Kreise Präsident Prochanow Adressen von russischen Flüchtlingen und Freunden einbringen würden, so wird er jedenfalls sehr dankbar für solch eine Unterstützung sein.

Auch hat er die Absicht, in Berlin und in anderen Zentren Europas mit ein- bis dreimonatigen **Bibelkursen** für russische Brüder und Schwestern zu beginnen. Besonders auch in Polen scheint ein sehr starkes Bedürfnis nach solchen Kursen vorzuliegen. Unsere diesjährige Generalversammlung am 5. Juli hat beschlossen, Präsident Prochanow in beiden Unternehmungen moralisch, literarisch und auch finanziell insoweit zu unterstützen, als es unsere Kraft und Mittel erlauben. **Beides: Blatt und auch Kursus** sind jedoch nicht Unternehmungen vom Missionsbunde „**Licht im Osten**“ aus, sondern der russischen Evangeliumschriften Europas und Americas, die im Präsidenten J. S. Prochanow ihre Vertretung und Leitung haben. Ohne bindende Verpflichtungen hoffen wir aber vom Missionsbunde aus auch diese Arbeit unter dem Segen des Herrn unterstützen zu können.

**Prof. Wl. Ph. Marzinkowski.** Manchen Freunden wird es eine Freude sein, daß ich mitteilen kann, daß auch unser Freund und Bruder Prof. Marzinkowski mit seiner jungen Frau im Herbst für einige Monate nach Deutschland zu kommen hofft. Auch er ist bereit, mit der ihm von Gott anvertrauten Gabe kleineren und größeren Kreisen zu dienen. Wer ihn im Umgang und in seinen Vorträgen kennen gelernt hat, weiß, wie Gott ihm besonders auch ein Charisma für den Dienst an Gebildeten und Intellektuellen geschenkt hat.

Wenn unsere Freunde wünschen sollten, daß er in ihren Kreisen mit einem oder einigen Vorträgen dienen möchte, so melde man das doch im Laufe der nächsten Monate an meinen Kollegen Missionsinspektor **Pastor W. L. Jach, Bernigerode a. S.**, damit rechtzeitig die Reise dispositionen gemacht werden können. Wir freuen uns auf das Kommen der lieben Freunde Marzinkowski und erwarten, daß ihr Dienst zur Stärkung vieler wird gereichen können.

Und nun noch eine **Schlussbitte**. Wir sind bereits in die schönen Sommermonate eingetreten, wo unsere großen Vortragsdienste mehr ruhen. Aber die Rüste unserer Glaubensbrüder ruhen nicht. Vergessen Sie daher auch in diesen Monaten Ihre Brüder nicht. Wir bitten den Herrn, daß wir ihnen auch in dieser Zeit uneingeschränkt wie bisher durch Unterstützungen werden dienen können. Insofern Gott da auch Sie, teure Freunde, in diese Seine Mitarbeit ziehen kann, helfen Sie uns unsere Aufgaben lösen in der Kraft und unter dem Segen des Herrn. Sein ist das Werk, Sein sind auch wir!

Mit brüderlichem Gruß

Jacob Kroeger.

## Der Sowjethölle entronnen.

Ein Schrei aus Solowki.

Auf einer Reise kam ich neulich an die sowjetrussische Grenze. In einem Grenzstädtchen kehrte ich bei einer bekannten Familie ein. Hier erfuhr ich, daß vor kurzem ein junger Mensch aus Rußland geflohen sei und heute von der Grenzwache entlassen werde. Nicht lange dauerte es, da brachte ein Agent den jungen 24jährigen Deutschen, in dessen Antlitz die überstandenen Schrecken und Lobesnöte ihre unauslöschlichen Spuren geschrieben hatten. Die folgenden Zeilen bringen den erschütternden Bericht eines jungen Menschen, der mehr als sechs Jahre unschuldig in mehreren berüchtigten Straflagern Rußlands gefesselt hat, darunter auch auf den Solowki-Inseln im Weißen Meer. Der junge Deutsche, den man im Land der Tränen und der Schrecken um sechs wertvolle Jahre seiner Jugend beraubt hat, berichtete folgendes:

„Es war im Jahre 1926. Damals befand ich mich in Polen. Meine Eltern wohnten in Rußland, nicht weit von der Grenze entfernt. Ich war damals erst 17 Jahre alt und bekam Heimweh nach meinen Eltern. Schließlich entschloß ich mich über die Grenze zu gehen. In einer Februarnacht um 3 Uhr ging ich hinüber, was mir gelang, ohne entdeckt zu werden. Nur ein polnischer Soldat sah mich. Am nächsten Tage kam dieser Soldat auch nach Rußland geflohen. Um sich bei der russischen Behörde beliebt zu machen, zeigte er mich bei der GPU an und sagte, ich sei ein Spion. Daraufhin wurde ich ergriffen und eingesperrt. Sie brachten mich nach K., wo ich drei Monate saß. Von dort schickten sie mich nach J.; drei Monate war ich ebenfalls dort. Dann kam ich nach C., wo ich in Einzelkammer gesperrt wurde. Auch der geflohenen polnische Corporal war hier eingesperrt worden. Neun Monate mußte ich hier sitzen; dann haben sie mich verurteilt und zwar zum Tode durch Erschießen. Als sie meine Personalien feststellten, kam es heraus, daß ich noch nicht 18 Jahre alt war; es fehlten noch zwei Monate daran, darum unterließen sie es, mich zu erschießen. Darauf verurteilten sie mich nun zu zehn Jahren Zwangsarbeit; und weil ich noch so jung war, erließen sie mir den dritten Teil der Strafe. So lagen sechs Jahre und acht Monate vor mir, die ich als junger Mensch abzubüßen hatte — als Unschuldiger.“

Im ganzen blieb ich zwei Jahre in C., dann kam ich nach Odesa, wo ich ein weiteres Jahr zubrachte. Dann haben sie mich nach Solowki gesandt. Unsere Fahrt dauerte sieben Tage; mit mir wurden noch andere dazugebracht; wir waren zusammen 50 Mann.

Es war der 7. September 1928, als wir schließlich in Kem, am Ufer des Weißen Meeres anlangen. Als wir in das Gefängnis kamen, sagten die Wachleute zu uns: „Denkt nicht, daß ihr in ein Gefängnis gekommen seid; ihr seid bei der GPU“. Das sagten sie zu uns, um uns Angst zu machen. Um uns zu quälen, haben sie uns immer in Reihen zu fünf Mann aufgestellt und durch die Motte (Sumpfland) durchgejagt. Hier war ich zwei Wochen. Ein Aus schlafen war unmöglich; denn es waren immer 2000 Menschen in einem „Erlad“ untergebracht. Sie lagen dicht gedrängt auf der Erde. Damit trotzdem alle unterkamen, sprangen die Beamten auf die Menschen und haben sie mit den Knien fest aufeinandergedrückt. Schließlich kamen wir hier heraus und wurden mit dem Schiff 60 km ins Weiße Meer geschickt nach Solowki.

Solowki war früher ein Kloster. Von da wurden wir auf die Arbeit in den Wald geschickt zum Holzsägen. Dazu gaben sie uns einen täglichen Brot (Pflichtleistung): 2 m hoch, 6 m lang und 1,5 m breit mußte der Kloben haufen sein, und das jeden Tag. Wer diese Menge nicht leisten konnte, der mußte auch nach Feierabend noch arbeiten. Dann sahen die Wachen am Feuer und sahen zu. Das Schlimmste war es, daß es im Waldesinnern keine Wege gab. Wo die Tiere nicht hinkommen konnten, mußten die Menschen die Arbeit leisten und durch den hohen Schnee das gefällte Holz aus den Wäldern schleppen. Erst wo die Wege waren, zogen die Pferde das Holz weiter. Einen Meter hoch lag der Schnee. Der Winter dauert auf den Inseln sehr lange. Erst am 20. Mai legt das erste Schiff los. Im Sommer geht die Sonne nur eine halbe Stunde lang unter den Horizont.

Als ich drei Monate auf Solowki war, wurde ich wieder nach Kem zurückgebracht ans Ufer; dieser Ort ist „peresselnij punkt“ d. h. Übersiedlungs-ort (für Verbannte). Als ich zwei Wochen wieder in Kem war, brach hier der Flecktyphus aus. Zwei Monate blieb ich hier. Dreimal am Tage wurden wir ins Freie gelassen. Das Trinkwasser, das man uns gab, war salzig und schlecht. Wir konnten besseres bekommen; aber wir mußten für ein Glas voll Schnee 50 Kopelen bezahlen, d. h. unsere Tagesration Brot dafür hingeben. Wie die Krankheit vorbei war, fuhrten wir weiter nach dem Norden auf Murman zu. In Kandalakša stiegen wir aus. Von dort aus mußten wir in ein anderes Straflager. Hier arbeiteten wir nur 24 km von der Grenze. Den ganzen Winter brachte ich hier zu.

Im März 1929 wurde ich krank und bekam Zinga (Skorbut). Die Zähne wurden ganz lose und die Füße zogen sich zusammen. Ein ganzes Jahr hatte ich mit dieser furchtbaren Krankheit zu kämpfen. Wir bekamen zwar Spritzen gegen die Krankheit; aber wir wurden nicht mit einem Heilmittel, sondern bloß mit Wasser geimpft.

Als ich krank wurde, brachte man mich nach Jach-Ostrow am Weißen Meer. Aber nur zwei Monate blieb ich dort; dann haben sie uns wieder nach Solowki geschickt. Dort waren die Kranken alle in einem Pferdestalle untergebracht. Es waren ungefähr 300 Menschen; die hatten alle Skorbut. Es waren meist „Kulaki“, d. h. Bauern. Aus diesem Pferdestalle wurden wir dann 5 km weiter auf eine andere Insel, Anfer, gebracht. Auf dieser Insel stehen zwei russische Kirchen. Jetzt sind die Gefangenen darin untergebracht. Wenigstens gab es hier keine Läuse. Hier auf Anfer blieb ich einen ganzen Winter hindurch. Es herrschte durchschnittlich 48 Grad Frost.

Auf der Insel Anfer hat sich ein schreckliches Ereignis abgepielt. Man fand hier einen 19-jährigen jungen Russen tot auf; er war erschlagen worden und zum Teil verbrannt. An seinen Beinen hatte man ihm das Fleisch abgeschnitten. Auf der Suche nach dem Täter fand man 25 Kon-servenbüchsen, die verdächtiges Fleisch enthielten. Als man die Büchsen untersuchte, stellte sich heraus, daß sie Menschenfleisch enthielten. Es wurden schließlich vier Gefangene erschossen, die man im Verdacht hatte, die Mörder jenes jungen Russen zu sein.

Als das Frühjahr kam, gab man uns gute Stiefel und Hosen und brachte uns wieder nach Solowki zurück. Hier hatte ich gute Arbeit in einer Gießerei; da war es nicht zu schwer. Denn ich bin Schlosser, und zwar Gießer. Von

Frühjahr bis Herbst behielt man mich hier. Dann kam ich über Kem nach Uchda, das ungefähr 72 km entfernt ist. Anfangs war es hier nicht schlecht. Doch bekamen wir wenig Geld. In zwei Wochen verdienten wir 20—25 Kopelen. Auf einen Monat bekamen wir noch dazu vier Pakete Machorka zum Rauchen.

Als wir drei Wochen in Uchda waren, tauchte plötzlich das Gerücht auf: Eine Kommission aus dem Auslande kommt! Es entstand eine große Unruhe. Dann haben sie uns in 24 Stunden mit 3000 Menschen auf die Bahn gesetzt und fortgeführt. Schließlich kamen wir in Raj-Gubá an. Es war Nacht, als wir schließlich hielten und aussteigen mußten. Von dort ging es aber noch in der gleichen Nacht zu Fuß weiter und zwar im ganzen 70 km hinein in den Urwald. Als wir schließlich das Ziel erreichten, sahen wir hier ein Lager, das schon für uns fertig war. Es waren aber sehr schlechte Gebäude mit solchen breiten Spalten, daß man einen Arm durch sie hindurchstecken konnte. Hier in Raj-Gubá mußten wir wieder Holz fällen, und zwar sollten wir einen Weg bauen für einen Kanal durch den Urwald. Dieser Kanal soll gehen von Petersburg an der Ostsee bis zum Weißen Meer. Bald kam ich zum Holzverladen auf die Bahnstation. Das Holz ging nach Kem und von dort mit englischen Schiffen (!!!) über das Meer. Bei dieser Arbeit verbüßte ich den letzten Teil meiner Strafe.

Auf der Insel Solowki sind mindestens 20 000 Menschen untergebracht. Diese Insel gehört zu der Karelschen Republik der Sowjetunion. Auf den Inseln im Weißen Meer räumte der Tod furchtbar unter den Gefangenen auf. Auf der Insel Anfer z. B. waren in einer Baracke 3000 Menschen untergebracht, es waren lauter Männer. In der Zeit vom Herbst bis zum Frühjahr starben sehr viele Menschen davon, besonders die alten Leute. In meiner Baracke starben innerhalb von drei Monaten von den 3000 Gefangenen 1200; so daß im Frühjahr nur noch 1800 vorhanden waren. Schon im Sommer mußten wir die großen Massengräber schaufeln für die Hunderte, die im Winter starben. Damit rechnete man. Dort im Walde sind viele Gräber.

Nur wenige überstehen die Zeit der Verbannung. Ich hatte einen guten Freund unter den Gefangenen gefunden. Es war ein junger Deutscher. Er hieß Karl Marquardt. Wir verstanden uns sehr gut und waren wie Brüder zueinander. Er war auf zehn Jahre verurteilt worden, auch unschuldig. Er konnte den Gedanken nicht aushalten, zehn Jahre seiner Jugend hier oben zuzubringen. Eines Abends lief er mit noch zwei anderen fort. Die beiden griff man bald. Er gelangte aber 300 km weit fort bis zu einer Bahnstation. Hier wurde auch er gegriffen. Sie haben ihn gleich auf dem Platz erschossen. Das vollstreckte Urteil wurde dann zugeschickt und im Lager allen Gefangenen zur Warnung vorgelesen.

Ende Februar 1932 war meine Strafe zu Ende. Zwei von uns Gefangenen wurden herausgerufen. Wir wurden desinfiziert. Ich kam in Raj-Gubá in die Quarantäne. Auch wurde uns bessere Wäsche gegeben. Nach zwei Wochen kamen wir heraus aus der Quarantäne. Es waren im ganzen 29 Mann, die entlassen werden sollten. In drei Gruppen wurden sie verschickt und zwar nach Samara, Jaritsin und Astrachan. Ich kam mit der Gruppe nach Samara fort, wo wir uns auf der GPU wieder zu melden hatten. Wir fuhrten zunächst nach Petersburg. Hier verkaufte ich meine Stiefel für 78 Rubel. Dann kamen wir nach Moskau. Dort muß man manchmal acht Tage lang auf eine Fahrkarte warten; doch wir erhielten die Karten schon nach einem Tage. Schon in Moskau wurden wir neun Mann entlassen.

Ich fuhr in die Ukraine, zunächst nach Charlow und dann nach Kiem. Dort war ich bei meinem Bruder. In der Stadt, in der eine große Leuerung herrscht, bin ich herumgegangen. Das Pfund Pferdefleisch kostet hier 2,50 Rubel; dabei ist es streng verboten, die Pferde zu schlachten. Ein Arbeiter verdient nur 5—7 Rubel täglich. Alle Lebensmittel, die man kaufen muß, sind sehr teuer. 100 g Speck kosten 3,50 Rubel. Für ein halb Liter Öl bezahlt man 12—13 Rubel. Ein Pud Mehl (= 16 kg) kostet 80—90 Rubel.

Schweinefleisch ist so teuer wie Speck. Eine große Semmel kostet 3,75 Rubel, ein Laib Schwarzbrot von 2 kg kostet 13—14 Rubel (d. h. 28 Reichsmark!!!). Stiefel kosten 70,—, gute Chromstiefel allerdings 130,— Rubel.

Sieben Rubel verdient der Arbeiter täglich; aber 15 Rubel braucht er. Eine feste Ration bekommen die Arbeiter nur dann, wenn sie „Udarniki“ sind, d. h. wenn sie einen ganzen Monat lang täglich mindestens zwölf Stunden arbeiten (!). Jeder Udarnik bekommt etwas. Auf dem linken Arme trägt er eine Binde mit der Aufschrift: „Roter Udarnik“. Sonst ist das Essen in den Fabriken schlecht, aber billig. Die Arbeiter der Fabrik „Wolschewit“ in Kiew haben innerhalb von fünf Monaten nur zweimal Fleisch in ihrem Essen bekommen. Sie bezahlen für ein Frühstück 25 Kopeken, für Mittag 50 Kopeken. Im „Kooprativ“ kriegt er täglich zwei Pfund Brot zu kaufen; gehört er zur Arbeiterschaft einer Fabrik, die noch nicht die Zahlen des Fünfjahresplanes erreicht hat, so bekommt er nur anderthalb Pfund Brot. Die Arbeiterfrau bekommt auch anderthalb Pfund Brot, die Kinder ein halbes Pfund täglich. Um das Brot zu erhalten, müssen sie dann noch zwei Stunden stehen. Obgleich es dem Arbeiter also schlecht geht, muß er dennoch sagen: Es geht mir gut.

Ich wollte heraus aus Sowjetrußland. Darum ging ich von Kiew nach Ezzpietowka. Von dort waren es noch 24 km nach Saslaw. Bis zur Grenze waren es dann noch 25 km. Mit einem Fuhrwerk fuhr ich dorthin. Aber nachdem ich 10 km gefahren war, sprang ich herunter vom Wagen und ging allein zu Fuß weiter. Ich gelangte schließlich in ein russisches Dorf; doch wollte mich hier niemand aufnehmen. Weil sie mich nicht hineinließen, nächtigte ich draußen in einem Schober. Am anderen Tage ging ich weiter nach W., in ein deutsches Dorf. Das liegt nur 5 km von der polnischen Grenze entfernt. Ich ging gleich weiter und kam bis auf 500 Schritt an die Grenze heran. In einem Straßengraben sah ich die ganze Nacht. Obwohl es der 1. Mai war, wurde die Grenze doch gerade streng bewacht. Als der Morgen kam und die Dämmerung begann, mußte ich zurück. Ich ging in die Scheune zu einem Belannten und sah dort den ganzen Tag über auf einem Strohbund. Als es dann wieder Abend wurde, ging ich wieder an die Grenze, verbarg mich in den Sträuchern, kam schließlich herüber und hier ging ich dann in die Station zur Grenzwahe“.

Das der kurze Bericht des jungen Deutschen. Wer diese nackten Tatsachen zu deuten versteht, wird zwischen den Zeilen die erschütternde Geschichte eines unschuldig verurteilten jungen Menschen gelesen haben. Dieser junge Deutsche kehrte noch einmal — es ist ein Wunder Gottes — aus der Hölle von Solowki zurück. Er überstand Flecktyphus und Sforbut, Hunger und Durst, den Raub der Jugendjahre und den Verlust eines treuen Freundes. Er überlebte die grausame Zwangsarbeit in Eis und Schnee, die darauf angelegt ist, daß dieser Ort nach Möglichkeit niemand mehr verläßt. Er sah wie „christliche“ Staaten mit dem Holz ihre Geschäfte machen, an dem die Tränen und das Blut von tausenden von unschuldigen Menschen hängen.

Einer kehrte zurück aus der Hölle von Solowki. Wir freuen uns mit ihm. Aber wir gedenken derer, die nicht wiederkehrten und niemals mehr wiederkehren werden. Wir denken an die, deren Seufzer ungehört im hohen Norden Rußlands verhallen und denen man im undurchdringlichen Urwald ein Massengrab schaufelte. Wir können es nicht glauben, daß jenes Land im Osten eine „neue Welt“ bauen wird, wenn es Tausende, ja Millionen Unschuldiger langsam mordet und sterben läßt. Wir messen den Fortschritt der Menschheit

nicht nach den neuen Fabriken, Schornsteinen oder Staudämmen, sondern fragen: Werden die Menschen drüben innerlich neu? Weil die rote Weltrevolution nicht die wirkliche Revolutionierung des Menschenherzens zuwege bringt, sondern hier schmachlich versagt und im „Alten“ stecken bleibt, zerbricht in Moskau ein letzter Traum der Menschheit. Unsere Zeit braucht neue Menschen. Die werden nicht in Moskau geschaffen. Vielmehr: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur“. Wo dies Wort am Herzen erlebt wird, da ist Revolutionierung des Menschenherzens, da ist wirklicher Fortschritt der Menschheit. Nur solche innerlich erneuerten Menschen haben eine Zukunft und dürfen im Blick auf den dornengekrönten Herrn, mit dem sie sich im festen Glauben zusammenschließen, singen und froh bekennen: „Mit uns zieht die neue, die wirklich neue Zeit“.

W. B.

## Reiseerlebnisse in Estland.

An der Roten Grenze, bei deutschen, estnischen und russischen Brüdern.

„Ich bin viel gereift.“  
2. Kor. 11, 26.

Mit diesen kurzen Worten zeichnet der Apostel Paulus das Leben, das er, der große Volksmissionar der apostolischen Zeit, geführt hat. Es war ein Wanderleben, davon zeugen nicht nur seine Briefe, sondern auch die Apostelgeschichte, besonders da, wo Lukas, der treue Begleiter des Apostels, Tagebuch geführt hat — die sogenannten „Wirkstücke“. Zu Wasser und zu Lande, über Gebirge und Ströme, durch Stadt und Land hat ihn sein Dienst als Botschafter des Messias geführt. Wohin er aber kam, wußte er: „Ich komme mit dem vollen Segen des Evangeliums Christi“. (Röm. 15, 29.)

Gott hat es so gefügt, daß ich auch in dieser Hinsicht die Mahnung des Apostels befolgen muß: „Seid meine Nachfolger!“ (1. Kor. 4, 16.) Mein Dienst als Volks- und Reisemissionar ist zu einem rechten Wanderleben geworden. Habe ich doch allein im Laufe eines Jahres außer den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes Polen bis an die rumänische und russische Grenze, Schweden, Frankreich, Holland, Ungarn, Dänemark, die Schweiz und Italien besuchen dürfen.

Run liegt wieder eine längere Missionsreise hinter mir, auf der ich vom 8. April bis 10. Mai, wie Lukas Apg. 19 von Paulus schreibt, „die oberen Länder“ durchwandern und etwas vom Segen des „russischen“ Evangeliums vermitteln durfte.

Da nun alles auf Gegenseitigkeit beruht, — Paulus drückt es gelegentlich so schön aus: „Ich werde in euch erquid und ihr in mir“ — so will ich denn den lieben Missionsfreunden, die wie unser ganzes Werk so auch unseren Einzeldienst mit ihren Gebeten und Opfern tragen helfen, etwas von meinen Reiseerlebnissen erzählen.

Schweden und Finnland will ich übergehen, der knapp bemessene Raum gestattet es nicht, auf all das einzugehen, was der Herr mir dort geschenkt hat. Um Zeit zu sparen, benutzte ich das Wasserflugzeug von Helsingfors nach Reval, zum erstenmal in meinem Leben — ein für lange unvergeßliches Erlebnis. Am Landungssteg erwartete mich ein alter, lieber Freund, Bruder Th. . . ., der im Auto gekommen war, um mich abzuholen.

Unterwegs erklärte mir der liebe Bruder kurz und bündig, an eine sofortige Weiterfahrt nach Narwa sei nicht zu denken, denn sie in Reval wollten

auch etwas von mir haben. Um  $\frac{1}{4}$  Uhr sei Versammlung für die Deutschen und um 6 Uhr für die Russen. Meine Entgegnung, ich hätte es doch Bruder B. in Narwa versprochen, am Abend dort zu sein, ließ man nicht gelten. So mußte ich denn telefonisch mich für den nächsten Tag anmelden und den Dienst tun, den der Herr in Tallinn-Reval für mich bereitet hatte.

Ich tat ihn freudig und erntete auch dementsprechend Freude sowohl bei den Deutschen wie Russen, besonders letztere verstanden, das deutlich zu zeigen. „Wir bekommen so selten einmal Besuch, erklärte man mir, darum sind wir so dankbar, wenn man uns dient.“ Danach machte ich noch dem Propst für die deutsch-lutherischen Gemeinden Estlands einen Besuch und wurde trotz der recht ungelegenen Zeit sehr herzlich empfangen. Manches war zu besprechen, hat doch die Kirche hier eine wohl kleine aber dankbar aufgenommene Arbeit unter den Russisch-Pravoslaven in den Grenzgebieten begonnen, besonders einen Kindergarten in einem Dorfe, der sehr gut besucht wird.

Am nächsten Morgen bestieg ich den Zug zur russischen Grenze, geleitet von unserer ehemaligen Mitarbeiterin Schwester Alwine, die jahrelang den Schwestern in der Gottesgabe eine treue Hausmutter und Erzieherin gewesen ist. Ich fuhr in einem Wagen, der das Schild trug Reval-Moskau über Narwa-Leningrad, und, wie ich sofort erkannte, noch aus der guten alten Zarenzeit stammte — denn was Verkehrsmittel anlangt, war sie es wirklich, wie auch der Zugführer nachher betonte. Er selbst war Russe, allerdings in estnischen Diensten, und erzählte mir dann so einiges über seine Beobachtungen, wenn er den Zug bis Leningrad begleiten muß. Er wußte wenig Erbauliches zu künden, sondern schimpfte weiblich über den Zustand der Eisenbahnen. „Da sehen Sie, wie sie alles verludern lassen. Unsere schönen Wagen von ehedem, geschliffene Fensterheben, alles vom besten. Und wie sieht das jetzt aus?“ Dabei zeigte er auf eine nur noch ganz dürftig haltende Vorrichtung für die Zuggardinen. „So geht's überall, Häuser, Straßen, alles verfällt!“

„Und das Schlimmste ist der Terror. Denken Sie nicht, daß der Ihnen etwas erzählen wird“, damit deutete er auf den russischen Wagenbegleiter, der in seiner reichlich schabigen Sowjetuniform am Ende des Ganges durchs Fenster schaute. Ich hatte nämlich gerade geäußert, ich wollte nachher mit ihm ein Gespräch anfangen. „Das mag er gar nicht aus Angst vor seinem Genossen, denn die fahren immer zu zweien, und einer bespöthelt den andern.“

Hier hatte der gute Mann sich etwas geirrt, denn das Gespräch kam doch zustande. Ich fragte den Russen, wann der Zug in Leningrad ankäme, wie in Rußland das Wetter sei, ob noch Schnee läge. Nachdem er eine deutlich zu bemerkende Zurückhaltung überwunden hatte — erst schaute er rechts und links den Gang entlang, aber es zeigte sich keiner, sein Genosse hatte sich in einem Abteil schlafen gelegt, wie ich nachher feststellte — kam ich mit andern Fragen: „Werden die Züge bereits auf der Strecke Leningrad-Moskau elektrisch betrieben? — Wie steht's überhaupt mit der Elektrifizierung Rußlands? und anderes. Das gab ihm nun Anlaß, ein tüchtiges Loblied zu singen auf die technischen Errungenschaften und Absichten, die im Rahmen des Fünfjahresplanes dort unternommen werden. Allerdings „definierte er fleißig mit dem Futurum“, wie wir das nennen, d. h. er gebrauchte dauernd die Worte: „das soll, das wird, das kommt!“ — folglich ist es noch nicht da.

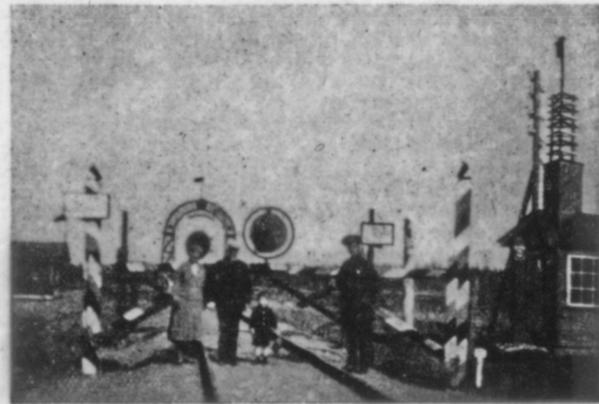
Schließlich fragte ich ihn: „Wie steht's denn drüben mit der Religion? — Besuchen die Leute noch die Kirchen und Gottesdienste?“ — „Selbstverständlich“, antwortete er lächelnd, „soviel sie wollen. Keinem ist es verboten zu beten!“

Darin hatte er natürlich recht, wenigstens äußerlich. Aberall, besonders in den Städten, sind noch Kirchen offen und werden besucht. Und das Beten ist auch nicht untersagt, im Gegenteil, die Atheisten sagen manchmal höhnend zu den Gläubigen: „Wir sind mit eurem Christus ganz einer Meinung, wenn ihr beten wollt, dann geht ins Kammerlein und schließt die Tür zu, damit es keiner hört.“

Wie es bei ihm selbst mit der Religion stand, konnte ich nicht herausbekommen. Ich glaube, er war ein exprobtter Kommunist, denn andere wird

man die Auslandsstrecken nicht fahren lassen. Auch kam sein Genosse bald, und damit hörte die Unterhaltung auf. Sie gingen in ihr Abteil und tranken Tee. In Narwa verließ ich den Wagen und wünschte beiden gute Reise.

Narwa, an der Narówa, ist einer der am weitesten nach Osten vorgeschobenen Posten ehemals deutscher Kultur. Seine gut erhaltenen Bauten und Burgen sind noch heute Zeugen vergangener Bedeutung, aber auch blutiger Kämpfe. Im 16. Jahrhundert eroberte Iwan der Graufame die Stadt und baute eine starke Festung, Zwangorod genannt, deren trutzige Mauern und Türme noch heute stehen. Dann wurde sie von Gustav Adolfs Generalen erobert, bis schließlich Peter der Große sie 1704 seinem Reiche einverleibte.



An der Roten Grenze.

Jedoch, so interessant es ist, vergangenen Zeiten nachzuspüren, mich zog etwas anderes nach Narwa. Einmal war es unser lieber Mitarbeiter aus dem Missionsseminar in Wernigerode, der seit mehreren Jahren hier im Dienste der schwedischen Missionsgesellschaft S.E.M. unter den zahlreichen Russen in Stadt und Umgegend das Evangelium verkündet. Dabei wird er treu von seiner Gattin und Schwester, die beide einmal Schwestern in der Gottesgabe waren, unterstützt.

Von dieser gesegneten Arbeit konnte ich mich am Abend selbst überzeugen, denn der schöne altertümlige Saal — in dem Hause hat Karl XII. von Schweden gewohnt — war von einer ziemlich großen Schar von Mitgliedern der russischen Gemeinde und anderen Zuhörern gefüllt. Mit Freude und Dank lautete man meiner etwa  $1\frac{1}{2}$ stündigen Ansprache, die von Liedern des gut geleiteten Chores eingeraht wurde.

Der nächste Tag galt dem weiteren Zweck meines Besuches — der russischen Grenze. Dr. B. ließ bei einem bekannten Russen ein Rad, und so fuhren wir beide erst einmal zu dem gewaltigen Narówawasserfall, den der breite Ausfluß des Peipussees, geteilt durch eine Insel dort oberhalb der Stadt bildet. Die Kraft wird benutzt zum Antrieb von großen Spinnereien und Tuchfabriken, die ein baltischer Baron erbaut hat. Leider arbeiten sie jetzt nur mit halber Kraft.

Die Weiterfahrt zur Grenze verschoben wir auf den Nachmittag, die Sonne brannte zu heiß, und der Weg war zu schlecht. So nahmen wir denn ein Auto und kamen durch Zwangorod, die Russenverstadt, auf die breite Heerstraße, die schnurgerade ostwärts nach Petersburg läuft. Früher sicher mal in gutem Zustand, verfällt sie heute immer mehr, so daß wir dankbar waren, die Räder mit dem Kraftwagen vertauscht zu haben. Etwa 1 km vor

der Grenze bogen wir rechts ab, um den Bahnübergang zu erreichen, der hinter einem kleinen Russendorf mit armseligen Hütten liegt.

Einige hundert Meter vor der Grenze beginnt der Grenzfordon, dessen Befehlshaber, ein jüngerer estnischer Offizier, uns bereitwillig die Erlaubnis zum Passieren gab. So gingen wir denn zu Fuß zwischen den Bahngleisen zur Grenze zu, die mit doppelter Schranke, einer in estnischen Farben und einer roten, geschlossen ist. Nur viermal öffnet sie sich, wenn der Zug von Leningrad bzw. Narwa die Grenze passiert. Der durch den Offizier telefonisch benachrichtigte Posten trat aus seinem Wachthäuschen und antwortete freundlich auf unsern russischen Gruß. —

Nun standen wir an der Grenze. Noch 2 m weiter, und wir waren in Rußland. Rechts lag das russische Wachthäuschen mit seiner roten Flagge. Sein Bewohner zeigte sich nicht. Dahinter über den Gleisen ein hohes rotgetrichenes Eingangstor mit der Überschrift in russischer Sprache: „Proletariat aller Länder vereinigt euch!“ „Ja“, sagte ich zu Geschwister B., „das können auch wir rufen. Nur mit einer Änderung und einem Zusatz: Proletariat im Sinne der Bergpredigt — selig sind die geistig Armen, — vereinigt euch in Christus. Das ist der einzige Weg, der zur wahren Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft führt.“

Nachdem ich noch mehrere photographische Aufnahmen gemacht hatte, sandten wir noch in stillem, heiligem Gebet einen Gruß hinüber in dieses uns so unsagbar teure Land mit all den Brüdern in Not und Verfolgung. Der Posten stand neben uns mit geschultertem Gewehr und nicht verständnisvoll, als ich ihm sagte, wir hätten für Rußland gebetet.

Es war für mich ein Erlebnis, an das ich noch lange denken werde, diese Stunde an der roten Grenze. Werden wir sie noch einmal überschreiten dürfen und die wiedersehen, mit denen wir uns so eng verbunden wissen? — „O, Herr, wie lange noch, wie lange?“ —

Am Abend schlug die Abschiedsstunde von den Geschwistern in Narwa. Ich stand an der offenen Tür meines Wagens und winkte mit Dank und Freude im Herzen den Brüdern und Schwestern zu die unter Dr. B.'s Leitung mir in russisch das schöne Scheidelied sangen: „Gott mit dir, bis wir uns wiedersehen!“ Eine große Menschenmenge hörte neugierig, viele auch andächtig zu. Ein echt russischer Abschied.

Die Nacht war mäßig. Mein „Schlafwagen“ war ein richtiggehender russischer Wagen 3. Klasse, wo man in einigen Abteilungen die Rückenbretter hochgeklappt und dünne Matratzen mit Kissen und Decke daraufgelegt hatte. Auf meine Bitte gab mir der freundliche alte Wagenbegleiter sogar zwei Matratzen, so daß ich wenigstens ruhen konnte, wenn auch bei dem Gelaufe — die Abteile waren offen — und der dicken Luft von richtigem Schlafen nicht viel die Rede war.

Immerhin, es wurde auch hier aus Abend und Morgen ein neuer Tag und sogar ein Sonntag, als ich in der alten baltischen Hafenstadt Dorpat ankam — die Russen nennen es Jurjew und die Esten Tartu. Trotz der Frühe, es war 6 Uhr, war am Bahnhof großer Empfang. Schon von weitem sah ich die hohe, breite Gestalt meines ehemaligen Schülers aus Rußland, Dr. A., der schon seit Jahren Prediger einer großen estnischen Baptisten-gemeinde ist. Außer ihm begrüßten mich noch zwei deutsche und zwei russische Brüder. Durch Dr. A., mit dem wir, wie unsere Freunde wissen, schon seit Jahren verbunden sind, hatten sie meine Ankunft erfahren. Er selbst kam erst einige Stunden später mit dem Zuge an, da er gerade als Assistent der Forstakademie mit seinen Studenten in den großen Wäldern am Peipussee praktische Kurse abhält.

In ihrer Freude, endlich einmal einen Bruder als Gast in ihrer Mitte zu haben, hatten sie gleich drei Versammlungen angesetzt, je eine für Esten, Deutsche und Russen. Das war nun allerdings gegen die Verabredung, denn ich wollte vor allem den einen Tag, den ich für Dorpat noch übrig hatte, zu einer wichtigen Beratung mit Dr. A. und einigen Besuchern bei den lutherischen Pastoren benutzen, mit denen auch Verschiedenes zu besprechen war.

So sagte ich denn den Brüdern, das sei unmöglich. Ich sei fünf Wochen lang dauernd gereist, hätte fast jeden Tag sprechen müssen und sei einfach zu müde für drei Ansprachen an einem Tag. Außerdem müßte ich um der brüderlichen Gleichheit willen dann auch den Lutheranern noch dienen, mit denen ich mich doch auch in Christus verbunden wisse, — das würde dann die vierte Ansprache werden.

Schließlich, um sie nicht zu betrüben, willigte ich ein. So sprach ich denn am Vormittag bei den Esten, machte dann einen Besuch bei dem Vorsitzenden der Baltenhilfe für Estland, den ich dann auch zu meiner Freude mit noch zwei andern Amtsbrüdern in meiner deutschen Versammlung wieder sah. Schließlich um 6 Uhr diente ich noch den Russen, die wieder ganz besonders froh und dankbar waren.

Vor mir sprach ein Bruder, der bereits zur Zarenzeit Bande und Trübsal durchgemacht hatte. Er hielt eine typische russische Ansprache, die sicher recht lange gedauert hätte, wenn Dr. Koljo ihn nicht daran erinnert hätte, daß die Versammlung mich auch noch hören wollte. Wie in Gelsingfors, Narwa und Reval, so baten die Brüder mich auch hier sehr dringend, sie doch öfter zu besuchen und vor allem durch richtige Bibelfürsorge die Gläubigen zu fördern. Sie seien so einsam und bedürften der Stärkung und Vertiefung ganz besonders. Ich erwiderte, ich käme gern, aber sie müßten den Herrn bitten, meinen Dienst so zu ordnen, daß ich auch Zeit dafür befäme.

Vor der russischen Versammlung zeigte mir Dr. A. noch die Stadt mit ihren schönen Gebäuden aus einer geschichtlich reichen Vergangenheit. Am meisten bewegte mich der Anblick des Märtyrertellers, wo 1918 die Opfer des roten Terrors — Deutsche und Russen — glaubensstark und fest unter den Kugeln ihrer Mörder ihr Leben endeten.

Am Abend hatte ich noch Aussprachen mit zwei Männern, die beide, von der Liebe Christi gebrungen, den Russen das Evangelium bringen, wenn auch auf verschiedenen Wegen.

Der eine ist unser Dr. A., der alle freie Zeit, die ihm seine Stellung als Assistent an der Forsthochschule läßt, diesem Dienste widmet. Sobald er seine akademische Laufbahn durch die Erlangung der Magisterwürde abgeschlossen hat, möchte er sich ganz für den Dienst im Reiche Gottes zur Verfügung stellen. Der andere ist ein Herr, der im Auftrage der lutherischen Baltenhilfe den Versuch gemacht hat, Hand in Hand mit der russischen Geistlichkeit, der in großer Finsternis sitzenden prawoslavischen Landbevölkerung in den Randstaaten das Licht des Evangeliums zu bringen. Außer Unterredungen und Briefwechsel mit Priestern, wobei er z. T. freundliches Entgegenkommen gefunden, sucht er die Leute in ihren Hütten auf und versucht das Gespräch auf das „Eine, was not ist“ zu bringen. Auch hier hat er manch ermutigende Erfahrung gemacht, wie er sagt.

An sich ist solch ein Weg, die Prawoslavische Kirche von innen zu beleben, auf das wärmste zu begrüßen. Es ist ja besonders in früheren Jahren in Rußland immer wieder mit viel Treue und Selbstverleugnung von unsern russischen Brüdern gemacht worden. Leider ohne Erfolg. Anfänglich ließ man sie gewähren. Aber sobald das Evangelium sich als göttliches Dynamit, wie Paulus es Röm. 1. 16 nennt, geltend machte, sobald unter der Wirkung des neuen Weines alte Schläuche zu platzen drohten, völlig Unbiblisches, ja Widergöttliches abgetan werden mußte, dann setzte der Konflikt ein, und im Resultat hieß es: sie sind Sektierer, hinweg mit ihnen! —

So sehr wir uns an sich über alle Wege freuen, der altbewährten Kirche des Ostens wieder zum Leben zu verhelfen — „wenn nur Christus verstanden wird“ — Phil. 1. 18, — so hielt ich es doch für meine Pflicht, auf Grund eigener und anderer Erfahrung auf diese Schwierigkeiten hinzuweisen, damit man keine Enttäuschungen erlebt und vor allem aus einem an sich verständlichen Mitgefühl heraus, nicht wehe zu tun, der Wein des Evangeliums in seiner göttlich reinigenden Wirkung nicht geschwächt werde. Darum freute es mich, als mir der Propst in Reval die echte Lutherantwort gab: wenn das Evangelium zu solcher Scheidung führt, dann wollen wir Gott nicht hindern!

Hiermit war mein Dienst in den „oberen Ländern“ getan, und ich konnte in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai die Heimreise antreten. Sie verließ ohne Schwierigkeiten. In Riga bekam ich mit Hilfe eines Gepäckträgers, der russisch sprach, meinen Koffer so schnell aus dem Zoll, daß ich den Anschlußzug nicht verpaßte. Die Reise durch diese ehemals baltischen Länder ist jetzt vijumfrei, nur die braven Litauer ließen es sich nicht nehmen, mich um 15 Lits für die Durchgangserlaubnis zu erleichtern. Eine große Kalamität ist allerdings die Münzverschiedenheit. Man bleibt in dauerndem Wechseln, und natürlich immer mit Verlust. So hatte auch ich, als ich nach Hause kam, in den verschiedenen Geldtaschen deutsche, schwedische, finnische, estnische, lettische und litauische Baluta, 3. L., soweit sie in Münzen ist, kann man sie gar nicht einwechseln, sie muß dann für weitere Reisen bleiben.

Die Büge waren erschreckend leer. Auf deutschem Gebiet benutzte ich den Schlafwagen — es war die dritte Nacht auf der Bahn und ich war redlich müde — ich war der einzige Gast und hatte es natürlich sehr gut. Der Internationale Schlafwagen des Nordpreß, der uns in Eydifuhnen angehängt wurde, war ganz leer, nur der Mitropa-Liegewagen 3. Kl. war besetzt.

So kam ich denn am 10. Mai dankbar ob all der erlebten Güte Gottes in der Arbeit und auf der Reise und doch auch wieder froh, nach fünf Wochen fast ununterbrochenen Reisens und Dienens wieder zu Hause sein zu dürfen, im schönen Bernigerode an. Ja, ich darf mit dem frommen Eliasrufen: der Herr hatte Gnade gegeben zu meiner Reise. Ihm sei Dank für alles!

W. L. J a d.

## Vom Dienst der Liebe.

Bestätigungen von Paket- und Geldsendungen.

....., den 27. April 1932.

Vor einem Monat erhielten wir Ihre Karte, worin Sie uns das Abenden eines Paketes anmeldeten. Den 15. 4. erhielten wir die Sendung von fünf Kilo Produkten. Nun möchten wir, meine Frau und ich, Ihnen für Ihre Mühe herzlich Dank sagen! Es hat uns schon sehr viel geholfen, denn Speck und Schmalz, wie Reis und Zucker, so unentbehrlich wie sie sind, so schwer sind sie zu kaufen.

Wir sind aus der Ukraine fort nach dem Nordkaukasus gezogen. Es ist dieses meines Wissens fast der einzige Ort, an dem noch Getreide zu kaufen ist auf dem Markt. Hier in der Nähe einer deutschen Konzession haben wir uns in ein Kosakendorf eingemietet. Allein wir sind nicht die einzigen, die ihre Rettung hier suchen. Die Bahnen in der Richtung des Kaukasus sind überfüllt. Zu Tausenden strömt das hungrige Volk aus der Ukraine hierher. Die Ernte war ja dort auch nicht schlecht, jedoch das Brot wurde ausgepumpt. Des großen Zudrangs wegen ist hier auch fast nicht Arbeit zu finden. Ich bin schon die dritte Woche arbeitslos. Gut, man kann hier Mehl kaufen und Brot, aber das Geld ist fast nicht aufzutreiben. Das Mehl kostet 50—60 Rubel für 16 Kilo, Butter 6 Rubel für 400 Gramm, Eier 3 Rubel à 10 St., Milch 3—4 Rubel für 3 Liter. Ich war nun gezwungen, die eben entbehrlichen Lebensmittel für einen Spottpreis herzugeben, um doch wenigstens Brot zu bekommen. Butter und Milch sind gar nicht für uns zu kaufen. Meine schwache Frau und das Kind brauchen's aber so notwendig. Man möchte sich doch vor der drohenden Schwindsucht retten.

Denken Sie sich daher, wie wertvoll Ihre Sendung für uns ist! Es war mir ein Hochgenuß, den Kleinen Zucker schmausen und meine Frau sich eine Schmitte schönen Speck abschneiden zu sehen! Zu alledem, daß der liebe Gott Gebete erhört und es liebe Brüder gibt, die so menschenfreundlich sind und uns in der Not helfen. Gebe es Ihnen der liebe Gott hundertfältig zurück und auch uns bald die Möglichkeit, lieber zu geben als zu nehmen! Trotz alledem

bitten wir doch, wenn Sie die Möglichkeit haben, so vermitteln Sie bitte noch eine Sendung! Halten Sie mich nicht für unverfroren, zubringlich! Das heiße Verlangen, meine Frau und unser Bübchen zu erhalten, treibt mich zu der Bitte!

Über 10 Jahre führe ich schon solch ein Wanderleben. Wie sehr liebte ich die Heimat, jedoch sie ist unwiederbringlich verloren. Seither hat man sich herumgestoßen, zu drei bis vier Jahren auf einer Stelle, und zuletzt werden's schon immer nur Monate. Aber es war mir doch noch immer möglich, ohne Mithilfe fertig zu werden, wenn auch mit dem Nötigsten; jetzt aber ist es ganz besonders kritisch und ich kann es bei aller Anstrengung nicht zuwege bringen, um meine kleine Familie über Wasser zu halten.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank! Mit herzlichem Gruß

J. W. ....

....., den 9. Juni 1932.

Mit herzlichem Dank teile ich Ihnen mit, daß ich die durch Ihren freundlichen Auftrag mir zugestellten Nahrungsprodukte erhalten habe. Es war in der Not, die augenblicklich bei uns herrscht, wieder eine Gilfe, die uns lehrt, unser Vertrauen auf Gott nicht wegzuerwerfen, sondern fest zu behalten. Besonders möchte ich Ihnen danken im Namen meiner kleinen Kinderchen, die ja gerade diese Produkte so nötig haben.

Empfangen Sie die Versicherung meiner herzlichsten Dankbarkeit und vorzüglichsten Hochachtung.

Pastor W. S. ....

....., den 11. Juni 1932.

Mit vielem Dank bestätige ich den Empfang des von Ihnen durch Vermittlung der Garantie- und Kreditbank für den Osten gesandten Betrages an die Zentrale des Torgsin. Ich habe die Überweisung am 6. Juni d. J. erhalten. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen herzlichst danke. Es ist uns, meinen zwei kleinen Kindern und mir, eine große Hilfe und eine große Freude gewesen. Auch kann ich meinen Mann, der nun schon bald zwei Jahre in der Verbannung im Murman-Gebiet schmachten muß, und dessen Los nicht beneidenswert ist, unterstützen. Nachdem ich alles an Hab und Gut verloren hatte, war ich gezwungen, mir eine Stelle zu suchen, um etwas zum Leben zu haben. Das Leben hier in Charlow ist maßlos teuer, und da kann man sich nicht recht vorstellen, wieviel Not solche Unterstützungen lindern.

Nochmals vielen innigen und herzlichen Dank

Ihre dankbare .....

## Die bösen Kirchen- und Sektenleute.

Ja, sie machen den braven Gottlosen in Rußland das Leben oft recht sauer. Trotz heftigster Bekämpfung der Religion mit all den Machtmitteln, die der allmächtige Staat den atheïstischen Organisationen zur Verfügung stellt, trotz Propaganda und Programm, Resolutionen und Beschlüssen auf den Kongressen der Atheïsten sind die Gläubigen immer noch am Werke, „vergiften mit ihrem religiösen Opium die Leute“, „benebeln das einfache Volk“, „stören die Durchführung des Gottlosen-Fünfjahresplanes“, „beeinflussen die Jugend durch das Evangelium“ — kurzum sie schlagen dem tapferen Gottlosen immer wieder ein Schnippchen, wenn er in redlich verdientem Schlafe sich von seiner sauren Arbeit erholen möchte.

Das zeigen uns deutlich die Bilder, die ich beim Durchlesen der atheïstischen Zeitung „Wesshoffnit“, d. h. „Der Gottlose“ fand. Auch der beige druckte Text redet eine beredte Sprache, zeigt er uns doch, daß besonders unsere

Hiermit war mein Dienst in den „oberen Ländern“ getan, und ich konnte in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai die Heimreise antreten. Sie verlief ohne Schwierigkeiten. In Riga bekam ich mit Hilfe eines Gepäckträgers, der russisch sprach, meinen Koffer so schnell aus dem Zoll, daß ich den Anschlusszug nicht verpaßte. Die Reise durch diese ehemals baltischen Länder ist jetzt visumfrei, nur die braven Litauer liehen es sich nicht nehmen, mich um 15 Lits für die Durchgangserlaubnis zu erleichtern. Eine große Kalamität ist allerdings die Münzverschiedenheit. Man bleibt in dauerndem Wechseln, und natürlich immer mit Verlust. So hatte auch ich, als ich nach Hause kam, in den verschiedenen Geldtaschen deutsche, schwedische, finnische, estnische, lettische und litauische Valuta. J. L., soweit sie in Münzen ist, kann man sie gar nicht einwechseln, sie muß dann für weitere Reisen bleiben.

Die Jüge waren erschreckend leer. Auf deutschem Gebiet benutzte ich den Schlafwagen — es war die dritte Nacht auf der Bahn und ich war redlich müde — ich war der einzige Gast und hatte es natürlich sehr gut. Der Internationale Schlafwagen des Nordexpress, der uns in Eydtkuhnen angehängt wurde, war ganz leer, nur der Mitropa-Liegewagen 3. Kl. war besetzt.

So kam ich denn am 10. Mai dankbar ob all der erlebten Güte Gottes in der Arbeit und auf der Reise und doch auch wieder froh, nach fünf Wochen fast ununterbrochenen Reisens und Dienens wieder zu Hause sein zu dürfen, im schönen Bernigerode an. Ja, ich darf mit dem frommen Eusebius befragen: der Herr hatte Gnade gegeben zu meiner Reise. Ihm sei Dank für alles!

W. L. J a d.

## Vom Dienst der Liebe.

Bestätigungen von Paket- und Geldsendungen.

....., den 27. April 1932.

Vor einem Monat erhielten wir Ihre Karte, worin Sie uns das Absehen eines Paketes anmeldeten. Den 15. 4. erhielten wir die Sendung von fünf Kilo Produkten. Nun möchten wir, meine Frau und ich, Ihnen für Ihre Mühe herzlich Dank sagen! Es hat uns schon sehr viel geholfen, denn Speck und Schmalz, wie Reis und Zucker, so unentbehrlich wie sie sind, so schwer sind sie zu kaufen.

Wir sind aus der Ukraine fort nach dem Nordkaukasus gezogen. Es ist dieses meines Wissens fast der einzige Ort, an dem noch Getreide zu kaufen ist auf dem Markt. Hier in der Nähe einer deutschen Konzession haben wir uns in ein Kosatendorf eingemietet. Allein wir sind nicht die einzigen, die ihre Rettung hier suchen. Die Bahnen in der Richtung des Kaukasus sind überfüllt. Zu Tausenden strömt das hungrige Volk aus der Ukraine hierher. Die Ernte war ja dort auch nicht schlecht, jedoch das Brot wurde ausgepumpt. Des großen Zubrangs wegen ist hier auch fast nicht Arbeit zu finden. Ich bin schon die dritte Woche arbeitslos. Gut, man kann hier Mehl kaufen und Brot, aber das Geld ist fast nicht aufzutreiben. Das Mehl kostet 50—60 Rubel für 16 Kilo, Butter 6 Rubel für 400 Gramm, Eier 3 Rubel à 10 St., Milch 3—4 Rubel für 3 Liter. Ich war nun gezwungen, die eben entbehrlichen Kleidungsstücke für einen Spottpreis herzugeben, um doch wenigstens Brot zu bekommen. Butter und Milch sind gar nicht für uns zu kaufen. Meine schwache Frau und das Kind brauchen's aber so notwendig. Man möchte sich doch vor der drohenden Schwindsucht retten.

Denken Sie sich daher, wie wertvoll Ihre Sendung für uns ist! Es war mir ein Hochgenuß, den Kleinen Zucker schmausen und meine Frau sich eine Schnitte schönen Speck abschneiden zu sehen! Zu allem, daß der liebe Gott Gebete erhört und es liebe Brüder gibt, die so menschenfreundlich sind und uns in der Not helfen. Gebe es Ihnen der liebe Gott hundertfältig zurück und auch uns bald die Möglichkeit, lieber zu geben als zu nehmen! Trotz alledem

bitten wir doch, wenn Sie die Möglichkeit haben, so vermitteln Sie bitte noch eine Sendung! Halten Sie mich nicht für unverfroren, zudringlich! Das heiße Verlangen, meine Frau und unser Wübchen zu erhalten, treibt mich zu der Bitte!

Über 10 Jahre führe ich schon solch ein Wanderleben. Wie sehr liebte ich die Heimat, jedoch sie ist unwiederbringlich verloren. Seither hat man sich herumgestoßen, zu drei bis vier Jahren auf einer Stelle, und zuletzt werden's schon immer nur Monate. Aber es war mir doch noch immer möglich, ohne Mithilfe fertig zu werden, wenn auch mit dem Nötigsten; jetzt aber ist es ganz besonders kritisch und ich kann es bei aller Anstrengung nicht zuwege bringen, um meine kleine Familie über Wasser zu halten.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank! Mit herzlichem Gruß

J. W. ....

....., den 9. Juni 1932.

Mit herzlichem Dank teile ich Ihnen mit, daß ich die durch Ihren freundlichen Auftrag mir zugestellten Nahrungsprodukte erhalten habe. Es war in der Not, die augenblicklich bei uns herrscht, wieder eine Hilfe, die uns lehrt, unser Vertrauen auf Gott nicht wegzuworfen, sondern fest zu behalten. Besonders möchte ich Ihnen danken im Namen meiner kleinen Kinderchen, die ja gerade diese Produkte so nötig haben.

Empfangen Sie die Versicherung meiner herzlichsten Dankbarkeit und vorzüglichsten Hochachtung.

Pastor W. S. ....

....., den 11. Juni 1932.

Mit vielem Dank bestätige ich den Empfang des von Ihnen durch Vermittlung der Garantie- und Kreditbank für den Osten gesandten Betrages an die Zentrale des Torgin. Ich habe die Überweisung am 6. Juni d. J. erhalten. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen herzlichst danke. Es ist uns, meinen zwei kleinen Kindern und mir, eine große Hilfe und eine große Freude gewesen. Auch kann ich meinen Mann, der nun schon bald zwei Jahre in der Verbannung im Murman-Gebiet schmachten muß, und dessen Los nicht beneidenswert ist, unterstützen. Nachdem ich alles an Hab und Gut verloren hatte, war ich gezwungen, mir eine Stelle zu suchen, um etwas zum Leben zu haben. Das Leben hier in Charkow ist maßlos teuer, und da kann man sich nicht recht vorstellen, wieviel Not solche Unterstützungen lindern.

Nochmals vielen innigen und herzlichen Dank

Ihre dankbare .....

## Die bösen Kirchen- und Sektenleute.

Ja, sie machen den braven Gottlosen in Rußland das Leben oft recht sauer. Trotz heftigster Belämpfung der Religion mit all den Machtmitteln, die der allmächtige Staat den atheistischen Organisationen zur Verfügung stellt, trotz Propaganda und Programm, Resolutionen und Beschlüssen auf den Kongressen der Atheisten sind die Gläubigen immer noch am Werke, „vergiften mit ihrem religiösen Opium die Leute“, „benebeln das einfache Volk“, „stören die Durchführung des Gottlosen-Fünfjahresplanes“, „beeinflussen die Jugend durch das Evangelium“ — kurzum sie schlagen dem tapferen Gottlosen immer wieder ein Schnippen, wenn er in redlich verdientem Schlafe sich von seiner sauren Arbeit erholen möchte.

Das zeigen uns deutlich die Bilder, die ich beim Durchlesen der atheistischen Zeitung „Wesbosnik“, d. h. „Der Gottlose“ fand. Auch der beigedruckte Text redet eine hereditäre Sprache, zeigt er uns doch, daß besonders unsere

Evangeliumsschriften trotz aller Bedrückung unentwegt an der Arbeit sind, getreu der Mahnung des Apostels: „Kauft die Zeit aus, denn es ist böse Zeit“. Eph. 5. 16.

Das erste Bild trägt die Unterschrift „Die Evangeliumsschriften haben den Zugang versperrt“, nämlich zur Fabrik, deren Hupe laut „zur Arbeit“ ruft. Das Neue Testament, russisch „Evangelium“, deckt das Tor zur Fabrik. All das ist nur möglich, weil, wie das zweite Bild zeigt, die Gottlosen schlafen und sich von den Evangeliumsschriften auf der Nase herumtanzgen lassen.

Das dritte Bild stellt den „Lehrkreis der Sektierer“ dar, und der Text darüber erzählt uns, daß „die protestantischen Sektenerleute die Jugend durch allerlei Zitate aus den sog. „Heiligen“ Büchern in ihre Kreise locken.“



Евангелисты встали на пути...



Крестный знак безбожников оторопел. Рис. А. Зубов.



СЕКТАНТСКОЕ «ПРУТ ОБУЧЕНИЯ». Рис. П. Кольцова.

Kurzum, wir verstehen den Kummer, der das Herz des gottlosen Berichtstatters erfüllt, wenn er dem ganzen Artikel die Überschrift gibt: „Kirchen- und Sektenerleute werden immer frecher“. — Leider müssen wir bekennen, daß wir darüber gar nicht betrübt sind, sondern unseren tapferen Glaubensbrüdern in Kirche und Freikirche zurufen: „So fahrt nur fort! — Der Herr segne euch für diese „Frecheheit!“ —  
B. L. Zad.

## Das Evangelium auf der Insel Sachalin.

In dieser Zeit, wo die Verbindung mit den Gemeinden der Gläubigen teilweise sehr schwierig aufrecht zu erhalten ist, freuen wir uns über jede Nachricht besonders, auch wenn sie, wie die folgende, durch die Zeitschrift „Besboschnik“ (Der Gottlose) zu uns kommt. Wir schreiben oben: „Das Evangelium auf der Insel Sachalin“. Der „Besboschnik“ in seiner Empörung betitelte diese Nachricht: „Die Idioten auf der Insel Sachalin“. In uns klingt bei solcher Bezeichnung das Apostelwort auf: „Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt“. (1. Kor. 1, 27.) Der „Besboschnik“ schreibt:

Die Revolution von 1917 hat die Insel Sachalin anfangs wenig berührt. Anfänglich beiclen sich die zaristischen Beamten, die Kapitalisten, Kulaken und Kirchlichen; die Sozialdemokraten als einen Schirm wider die revolutionäre Welle vorzuschieben. Bald danach befestigte sich das Koltschafentum auf der Insel.

Die eigentliche Revolutionswelle rollte erst im Jahre 1920 bis Sachalin, und die Sowjetregierung wurde daselbst eingeführt.

Aber getrennt vom Kontinent war die Insel den Grieben des Japanischen Kapitalismus mehrlos ausgefetzt und konnte sich nicht lange halten. Die Japaner okkupierten Sachalin, und diese Okkupation dauerte bis 1925. Die Werkstätigen wurden unter strenge Aufsicht gestellt. Jeder Protest, schon abgesehen von jeder Sympathie der Sowjetunion gegenüber, wurde mit Entfernung von der Insel bestraft, und manchmal verschwanden die Verdächtigen einfach auf eine unerklärliche Weise. Die Kapitalisten- und Kulakenelemente stützten die Okkupation. Es fand eine wilde Vernichtung der Naturschätze der Insel, wie Minerale, Fische und Wald statt. Die Japaner bemühten sich, auf der Insel festen Fuß zu fassen.

Die Geistlichkeit aller Religionen und die ehemaligen zaristischen Beamten erhielten aus der japanischen Kasse Unterstützungen und nahmen im Chor der Lobfänger der Befehle den ersten Platz ein. Sie empfingen die japanischen Befehlungen mit Gebeten und ließen das Volk schon in den ersten Tagen der Besetzung auf die Treue der neuen Herren schwören.

Die Mehrheit der Kirchlichen mit den geistlichen Bürdenträgern an der Spitze zog es vor, mit den Japanern abzugeben, als die russische Hälfte der Insel von ihnen gesäubert wurde.

In der Zeit der Besetzung Sachalins entwickelte sich dort sehr das Sektiererertum, und darunter ganz besonders die Evangeliums-Christen und Baptisten. Ihre Gemeinden stellten ihre Tätigkeit auch nach Abgang der Japaner nicht ein.

Gleich nach Beseitigung der Sowjetmacht im Jahre 1925 ließ sich die Evangeliumsgemeinde in Alexandrowsk registrieren. Dann wurden solche Gemeinden in Due (große Zentrale einer Kohlenindustrie), in den Dörfern Newelsk, Aitachan und sogar in dem entfernten Wereschtschagin gegründet. Besonders stark verbreitete sich die Evangeliumsgemeinde im Nylowschen Rajon, wo besonders viel Kulaken waren.

Die führende Alexandrower Evangeliumsgemeinde hat jetzt offiziell nur 28 Mitglieder. Das sind ehemalige und teils auch wirkliche Hausbesitzer. Das evangelische Aktiv aber zählt 40 Personen, und an den Versammlungen des Evangeliumsbundes nehmen manchmal bis 100 Besucher teil. Die Evangelisten betreiben eine verschärfte Agitation in den Häusern.

An der Spitze der Alexandrower Evangeliumsschriften stehen Kamenev und Schienow. Der erste arbeitet in einer japanischen Konzession, der zweite ist von Beruf Bootsmann. In Sachalin und in den Niederungen des Amur haben die Evangeliumsschriften eine große Aufmerksamkeit der Propaganda unter den Seemännern gewidmet.

Schipunew ist ein aktiver Leiter der Evangeliumsschriften. In seinem Hause finden stets Versammlungen statt, auch predigt er selbst.

Die Sachaliner Evangelischen sind untereinander sehr gut informiert. Ein Beispiel: Einmal fuhr der Vorsitzende des Gottlosenbundes des Nylbinsker Rajons zu einer Berichterstattung. Schon nach zwei Tagen sagten die Evangelischen des weit entfernten Odmsker Rajons: „In den Nylbinsker Rajon ist der Antichrist gekommen und hat mit den unseren über den Glauben geschrieben.“

Die Organisationen der Sektierer betreiben in Sachalin eine tätige Propaganda. Außer den Evangelischen arbeiten auch die Baptisten und Adventisten in Sachalin.

Die Sachaliner Arbeiter sind in den meisten Fällen zugereiste und bleiben auf der Insel nur ein oder zwei Jahre. Nach Sachalin kamen auch, den Mangel an Arbeitskraft benutzend, entkulalisierte Elemente, die bald Geißeln der konterrevolutionären Sektierer werden.

Die Sachaliner Sektierer arbeiten nach Anweisungen der kapitalistischen Führer fremder Länder. Sie sind mit den Evangelisten des Zentrums verbunden. Die Alexandrover evangelische Gemeinde hat lange Zeit eine ganze Sammlung der neuesten evangelischen und baptistischen Literatur erhalten. Die früher führende orthodoxe Kirche in Sachalin zeigte sich am wenigsten lebensfähig. Die Kirchlichen sammeln auch die reaktionären Elemente um sich, organisieren eine Schwesternschaft, setzen Frauen als Diakonissinnen ein, aber jährlich nimmt ihre Mitgliederzahl ab. In Alexandrowsk entsagten sich im Jahre 1930 beide Popen des Amtes, und die rechtgläubige Gemeinde hörte auf zu existieren.

(Aus „Besboschnit“ Nr. 26 v. 7. 6. 1932.)

Mehr hat der „Besboschnit“ hierüber nicht zu sagen. Wir aber sehen trotz der verzerrten und haßerfüllten Darstellung mehr, wir sehen, daß das „Klingen um Gott“ erwacht ist und nicht ruht, auch auf der fernem Insel des asiatischen Rußland. Wir wollen Seiner Jüngergemeinde auch in jener Einsamkeit gedenken und Ihn bitten, sie selbst im rechten Geiste zu leiten, damit sie „Seinen Ruhm in den Inseln verkündigen“.

E. Sch.

### Bericht über die ukrainisch-evangelische Missionsarbeit in Wolhynien.

„Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte.“  
Joh. 4, 35.

„Es wird gepredigt das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker“, sagte unser mächtiger Herr und Heiland. Gerade jetzt geht sein ewig geltendes Wort ganz besonders in Erfüllung. Schon wird in allen Ländern und in allen Sprachen die Botschaft von Jesu und vom Reich Gottes verkündigt. Auch unser ukrainisches Volk hat jetzt die Zeit der Gnade. Sei es unter dem bolschewistischen Joch in der UdSSR, sei es in der Zerstreuung (Amerika, Tschechoslowakei, Deutschland, Frankreich usw.), sei es in Galizien oder Wolhynien, überall merkt man ein Erwachen zum geistlichen Leben, ein Suchen und Sehnen nach der Wahrheit, einen Hunger nach dem Worte Gottes. Die orthodoxe und die griechisch-katholische Kirche, sie können meistens nicht den geistlichen Hunger der erwachenden Seelen stillen. Ein Formenchristentum, und sei es noch so schön, genügt heute nicht mehr. Das Forschen in der Bibel bringt Licht über viele Dinge, die in der alten Kirche nicht mit dem Worte Gottes übereinstimmen. Andererseits der Atheismus, mag er noch so prahlen und posaunen, er hat noch keine Seele befriedigt, und viele junge Menschen, die einst gottlos waren, wenden sich zur Quelle des Lebens, zum Born des Friedens und der Freude, zum Glauben an den lebendigen Gott und seinen Christus.

Seit Herbst 1931 darf ich als evangelischer Missionar unter meinem lieben Volke in Galizien dem Herrn und seiner Kirche dienen. Mein Herz brannte auch für Wolhynien, weil ich ja selbst ein Wolhynier bin. Der Herr hat es mir ermöglicht, im April und Anfang Mai dieses Jahres in Wolhynien zu reisen und dort mit dem Worte zu dienen. So durfte ich einige Ortschaften bei Kozyscoze, Lud und Rowno besuchen, um dort in erster Linie das Wort Gottes zu verkündigen, aber auch alle möglichen Fragen betreffend den evangelischen Glauben und die evangelische Kirche erklären.

Die Leute kamen zu den abendlichen Versammlungen sehr gern und massenhaft, trotz der schlechten und nassen Wege, die anfangs April dort waren, und trotz der vielen schweren Frühlingsarbeit, die auf dem Felde

unbedingt getan werden mußte. Die Aufmerksamkeit während der Predigten war gut, der eble Same des Evangeliums fand meistens einen weichen Herzensboden. Das Interesse für die evangelische Lehre und Kirche war groß, das zeigten die verschiedensten Fragen, die die Leute dem Prediger immer wieder stellten, und die Diskussionen, die bis 11 und 12 Uhr nachts geführt wurden. Die Wortverkündigung in der ukrainischen Sprache, der teuren Mutter- und Volkssprache, gefiel den Zuhörern sehr und ging ihnen zu Herzen. Es gehen deshalb alle die in die Irre, die diesen von Gott gegebenen Schatz untergraben, unterschätzen oder sogar verachten. Außer den Ukrainern kamen auch viele Polen, Tschechen und Deutsche in die Versammlungen. Manchmal haben wir auch gemischte deutsch-ukrainische Versammlungen gehabt, und es wurde zweisprachig gebetet, gesungen und gepredigt. Ich durfte auch in der deutschen Sprache über das Wort des Herrn in unserem Volke in Galizien berichten. Ich durfte zwei großen und herrlichen evangelischen Festen in Wolhynien beimohnen. Am 5. Mai war das schöne Sängerefest in Kozyscoze, den 8. Mai das Jugendbund- und Unterstützungskasse-Fest in Kostopol. Überall haben wir die evangelischen Blätter und Broschüren verbreitet, immer war es zu wenig. Manche ukrainischen jungen Männer und Mädchen haben sich bereit erklärt, in die evangelischen Missionschulen zu gehen, um sich für den weiteren Missionsdienst in Wolhynien auszurüsten zu lassen.

Allerdings mußten wir an manchen Stellen auch etwas von der Feindschaft gegen das Evangelium merken. Am 16. April hatten wir eine segensreiche Versammlung in Kozin gehabt. Am andern Tag wurden wir dafür in der Starostei zu Lud als eine kommunistische Versammlung angeklagt. Was für eine Lüge und Tücke des Satans! Aber sofortige polizeiliche Untersuchung hat die Wahrheit ans Licht gebracht, und die Gegner wurden tief beschämt. Große Versammlungen durften wir vom 15. bis 20. April in Wilsk halten. Zu unserm Osterfest am 2. Mai bin ich zum zweiten Male nach Wilsk gekommen. Es scharten sich die Menschen immer wieder um das Evangelium. Es klang in unseren Herzen und durch die offenen Fenster hinaus in Feld und Dorf das herrliche Sieges- und Triumphlied „Christos wostres!“ (Christ ist erstanden!) Aber der Feind schlief auch nicht, und in Wilsk bildete sich eine Gruppe der Gegner, die unsere Versammlung stören wollten, ja sogar zur Schlägerei bereit waren. Mehr aber, bedeutend mehr Menschen, waren für das Evangelium. Sie standen fest und eifrig da, und die Gegner waren mit der Zeit ganz still. Ja, am Ende der Versammlung baten sie sogar um Entschuldigun. Die Versammlungen an den folgenden Abenden waren ruhiger, und als mein Dienst in Wilsk zu Ende war, sind wir auch mit den Gegnern sehr friedlich und christlich auseinandergegangen.

Wilsk ist ein Dorf, da der Herr durch den unermüdlchen Dienst des deutschen evangelischen Bruders D. M. . . schon viel getan hat, und manche von den Ukrainern kommen schon zum lebendigen Glauben und zum neuen Leben.

Wenn der Herr seinen Weizen sät, dann kommt auch der Feind und sät sein Unkraut. So ist es auch in Wolhynien. Es wirken dort eine Unzahl von Sekten, von denen manche ganz schwärmerisch, unnüchtern, ja, verderblich sind. Das Streben des Volkes, seinen Glauben und sein Leben auf den Grund des Evangeliums zu bauen, muß bald und unbedingt eine feste Form und Organisation bekommen. Es naht die Zeit, da der Herr auch den Ukrainern in Wolhynien und Rußland eine ukrainisch-evangelische Kirche ins Leben beruft, wie es vor Jahren in Galizien geschah.

Viel haben mir mit väterlichem Rat und Beistand die wolhynischen deutsch-evangelischen Pastoren und auch die wolhynischen evangelischen Brüder geholfen. Der Leitung der evangelischen Kirche in Galizien und der Inneren Mission in Posen danke ich auch herzlich, daß mir die Reise nach Wolhynien ermöglicht wurde. Möchte der Herr allen in seiner Gnade vergelten!

Das Arbeitsfeld in Wolhynien ist breit, die Türen stehen offen, die Aufgaben sind groß! Der Kampf ist schwer, aber die Ernte und der Lohn werden herrlich sein! Ehre sei dem Herrn!

J. H. Dowhaluk.

## Auf vulkanischem Boden. Der Weltkampf um das Christentum.

Von Univ.-Prof. D. R. Schluntz-Tübingen, Mitglied des Internationalen Missionrates.

Die Vorstandssitzung des Internationalen Missionrates, die vom 23. Juni bis 3. Juli in Herrnhut, dem Hauptort der Brüdergemeinde, mehr als 50 Vertreter der Weltmission vereinigte, hat in der Öffentlichkeit schon ehe sie stattfand, Aufmerksamkeit erweckt. Man hat an der Person des Vorsitzenden, des Amerikaners D. John R. Rott, Anstoß genommen, weil er angeblich im Kriege in häßlicher Weise die Leidenschaften russischer Kosaken gegen Deutschland aufgepeitscht haben soll. Die deutschen Missionsführer hätten die Einladung sicher nicht nach Herrnhut ergehen lassen, wenn diese Nachricht auf Wahrheit beruhte. Sie ist ein Erzeugnis der Kriegspresse und durch das Ehrenwort D. Rotts, daß er nie gegen Deutschland gesprochen habe, erledigt. Ein zweiter Grund, der die Aufmerksamkeit auf die Sache lenkte, ist die Öffentlichkeit gar nicht berechnete Versammlung geleitet hat, in der die Tatsache, daß in Herrnhut protestantische Missionsführer aus aller Welt, aus den europäischen Ländern, aus Nordamerika, aus Japan, Korea, China, aus den europäischen Ländern, aus Südafrika versammelt waren und ihre Besprechungen vermuten ließen, daß sich in ihnen die Weltlage der protestantischen Christenheit eigentümlich spiegeln müsse.

In der Tat ergab ein Austausch über die wichtigsten Sorgen, Fragen und Aufgaben ein überaus farbenreiches Bild mit einigen charakteristisch übereinstimmenden Zügen. In einer Zeit der Wirtschaftskrise, in einer Zeit, in der die Völker von Frieden reden, aber in Waffen starten, in einer Zeit, in der bolschewistische, kommunistische und nationale Gedanken miteinander streiten und man in der ganzen Welt das Gefühl hat, auf vulkanischem Boden zu wandeln, sieht die protestantische Christenheit sich mit einem Ernst wie kaum je zuvor darauf gewiesen, die letzten Quellen ihrer Kraft zu prüfen. Sie muß sich zu einem Entscheidungskampf rüsten, in dem klar wird, ob Geld oder Macht, ob idealistische Philosophie oder naturwissenschaftliche Erkenntnis oder der Glaube an den lebendigen Gott und Jesus Christus als den Heiland der Welt das letzte Wort behalten sollen. Drohende Zeichen kommenden Unwetters gibt es genug. Überall in den „sendenden Kirchen“ Mangel an Mitteln. Ringsum ein starkes Sichregen glaubensfeindlicher Macht. Rußland verbietet den Dienern der christlichen Religion, ja jeder Religion neuerdings nicht nur den Aufenthalt, sondern schon die Durchfahrt. Dasselbe Reich hat unlängst 49 Kirchen (koreanischer Christen in Sibirien) geschlossen. In Eritrea (Nachbarland von Abessinien) macht der Nationalismus den schwedischen Missionen, im Kongo anderer Einfluß den Protestanten das Leben schwer. Und doch zeigt weder die Heimat noch zeigen die jungen Kirchen auf dem Missionsfeld irgendwelche Entmutigung. Koreas Christen haben sofort eine große Evangelisation in der Mandchurie begonnen. In Japan sucht der geniale Führer Kagawa mit seinem treuen Gehilfen Ebizawa in großartiger Organisation seine nicht-christlichen Volksgenossen für das Evangelium zu gewinnen. Und was für Zeichen der Ermutigung bieten die deutschen Missionsfelder! Kein Wunder, daß unter solchen Umständen in Herrnhut der hervorstechendste Charakterzug das Streben nach geistlicher Vertiefung war, und die in der Internationalen, auch der deutschen Mission herrschenden Gedanken sich mit einer Wucht durchsetzten, wie vielleicht nie zuvor. Dazu trug Herrnhut als Ausgangspunkt einer nun 200 Jahre währenden Missionsarbeit mit seinen Erinnerungen an heroische Opfer und kühnsten Glaubensmut unzweifelhaft günstig bei. Es hätte aber dieses Anlasses nicht bedurft, um die Sehnsucht nach Vertiefung überall lebendig werden zu lassen.

Ein zweiter Charakterzug der Verhandlungen dürfte darin zu finden sein, daß alle Arbeiten sozialer Art, ärztliche Mission, Schularbeit, Hilfe zur Entwicklung eines gesunden Dorflebens, deutlich als Hilfswerke im Dienst der Evangeliumsverkündigung gesehen wurden, die nur von hier aus ihr Recht bekommen, aber von hier aus auch völlig gerechtfertigt sind. Der dritte, vielleicht für die Folge bedeutendste Zug der Verhandlungen war das Verlangen nach Zusammenarbeit, nach gemeinsamem Planen und Überlegen, um jede vermeidbare Arbeit zu sparen und die volle Kraft an den wichtigsten Stellen einsetzen zu können. Ist es heute zu verantworten, daß Japan mehr als zehn theologische Schulen zur Ausbildung von Geistlichen hat? Genügen hier nicht zwei oder drei, die, gut ausgestattet, für eine gleichgroße Schülerzahl wie bisher, Besseres leisten können als viele kleine? Wäre es zu verantworten gewesen, wenn — wie es fast geschehen wäre — vier in Bengalen arbeitende britische Missionen dort, ohne miteinander Fühlung zu haben, gleichzeitig die Arbeit aufgegeben hätten? Zusammenarbeit bedeutet zugleich ein starkes Heranziehen der eingeborenen Kirchen zur Mitarbeit und Selbstverantwortung. Und das wieder macht nötig, daß ihre innere Kraft gestärkt werde. Wie kann das geschehen? Wie kann die Predigt des Evangeliums sich wirksam den Bedürfnissen der Zeit anpassen, die nichtchristlichen Religionen in ihrem Wahrheitsgehalt anerkennen und doch von innen heraus überwinden? Wie kann sie den geistigen Führern des Buddhismus, des Konfuzianismus usw., die sich mit dem modernsten Materialismus und den Gedanken und Stimmungen der neuesten Diesseitigkeitsreligion zur Wehr setzen, wirksam entgegentreten?

Um solche Fragen ist in Herrnhut gerungen worden, und zwar mit dem Ziel, das Arbeitsprogramm des Internationalen Missionrates für die nächsten drei Jahre zu bestimmen. In der Tat hat das kleine christliche Weltparlament, das dort in Herrnhut getagt hat, weit mehr getan. Es ist sich bewußt geworden, daß es die vielleicht wirksamste Vertretung des Gesamtprotestantismus darstellt und mit seinem Denken ebenso in das Gewebe des heutigen Weltlebens hineingreifen soll, wie es von dort her bestimmt, vielleicht bedroht wird. Um so erfreulicher ist die Tatsache, die unser Bericht als Letztes melden mag, daß ungeachtet des Ernstes der Lage ein Zug ganz starken, großen Vertrauens durch die Verhandlungen ging. Wir stehen an einer Wende der Zeiten, und der Glaube sieht Gott am Werke. Ihn wirken lassen, sein Wirken nicht stören durch Schuld, Versäumen und Lässigkeit, das ist der Dienst, den die Christenheit heute der Menschheit dringender als je zu leisten hat.

## Evangelische Heimatmission.

Ein neues Evangelisationswerk hat unser Freund, der bekannte Evangelist Dr. jur. Hans Berg in Neustrelitz, in den letzten Monaten aufrichten dürfen. Eine Reihe von Mitarbeitern, die größtenteils schon seit Jahren in der Volksmissionsarbeit bewährt sind, haben sich der aus seiner bisherigen „Deutschen Arbeitermission“ erweiterten „Evangelischen Heimatmission“ angeschlossen. Die Mitarbeiter sind der Arbeiter-Evangelist Schöpen, der Stadtmissionsleiter a. D. Richter, der Landrat a. D. von Engel, der frühere Missionsbuchhändler Hagens aus Fräuleinhardt. Die Evangelische Heimatmission ist korporativ angeschlossen dem von D. theol. Selbke, Berlin, neu gegründeten eingetragenen Verein „Deutsche Volksmission“. Den Vorsitz hat Landesbischof D. Rendtorff, Schwerin, den stellvertretenden Vorsitz Ministerialdirektor a. D. von Kameke. Die „Evangelische Heimatmission“ steht drüberlich zusammen mit allen, die dem Herrn dienen wollen, besonders innerhalb der Volkskirche, sucht aber über den Rahmen der Kirche hinauszugreifen und namentlich die ihr Entfremdeten zu gewinnen. Sie lebt der Überzeugung, daß mit steigender Not auch das Verlangen nach dem Evangelium steigen und Evangelisation eine immer dringendere Aufgabe der Kirche und Gemeinschaften werden wird. Sie steht zum Dienst in apologetischen und evangelisatorischen Vortragsreihen, Bibelstunden, Freizeiten, Schulungswochen, Gemeindeabenden, Lichtbildervorträgen, Missionsfesten usw. bereit. Rufe werden an Dr. Berg erbeten, Anführer Neustrelitz. Für Gütigkeit ist die neue Arbeit besonders dankbar.

## Frauenberuf.

Unter den Nöten unsrer Zeit achten wir wieder auf die Stimme Gottes. Er ruft vornehmlich durch die Ereignisse unsrer Tage. Für unsere Jugend ist es eine entscheidende Frage, ob sie diesen Ruf hört und zu deuten versteht.

Die Bibelschule in Berlin-Lichterfelde will dafür Handreichung tun. Sie gibt jungen Mädchen und Frauen im Alter von 19-20 Jahren Gelegenheit zu gründlichem Schriftstudium und Förderung in biblischen Erkenntnissen, um eine feste Grundlage des Glaubens für das Leben zu gewinnen. Durch Einführung in die einschlägigen Wissensgebiete wird gleichzeitig eine geeignete Ausbildung zum Dienst in der Kirche, der Innern oder Äußern Mission gegeben. Nach zweijährigem Besuch der Bibelschule, einschließlich eines halbjährigen Praktikums, wird die kirchliche Abschlussprüfung abgelegt. 210 Schülerinnen gingen durch unsere Ausbildung und stehen nun zumeist in der Arbeit als Pfarrgehilfin, Jugendpflegerin, Sekretärin und in anderen Aufgaben. So gibt es trotz der Arbeitslosigkeit noch einen Ruf Gottes in die Arbeit, der als ein Wunder erlebt wird von solchen, die glauben gelernt haben. Auch für kürzere Zeit wird gerne Teilnahme an Unterricht und Hausgemeinschaft gewährt. Ein schönes Haus und großer Waldgarten bietet in der Nähe der Großstadt ein freundliches Zuhause.

Prospekte sind zu erbitten von der Leitung des Missionsheims und der Bibelschule, Gräfin von der Goltz und Studienassessorin M. Erbham, Berlin-Lichterfelde, Sehensdorferstraße 55.

## Bücherbesprechungen.

Johannes Warns: 500 Entwürfe zu biblischen Ansprachen. Ahrenleute-Verlag, Bern (Schweiz). In Leinen geb. RM 4,35.

Eine treffliche Arbeit, gründlich und schrifttief, wie man es an Johannes Warns gewohnt ist. Beim Lesen kam mir sofort der Gedanke: dies Buch muß ins Russische überetzt werden, da werden unsere Brüder sich freuen! — Aber nicht nur sie, diese einfachen Evangeliumszeugen, sondern alle, die das Wort verkündigen, Pfarrer und Gemeinschaftsleiter, werden immer wieder dankbar zu dieser Handreichung greifen.

Ihr außerordentlich billiger Preis bei gutem, geschmackvollem Einband macht sie jedem zugänglich.

Und im Zusammenhang hiermit noch ein anderes Buch eines Mitarbeiters von Joh. Warns:

Erich Sauer: Zweck und Ziel der Menschenschöpfung. Wilhelm Groeje-Verlag, Berlin-Steglitz. Preis geb. RM 3,-, brosch. RM 1,80.

Slechtig und bei aller Kürze doch gründlich, wie schon die ausführliche Bezugnahme auf anerkannte Naturwissenschaftler, Theologen u. a. zeigt. Und doch keine trockene Studie, sondern wirklich lebendig, im guten Sinne erbauend und belehrend. Warm zu empfehlen, besonders solchen, die sich mit Freidenkern auseinanderzusetzen haben, wo ja erfahrungsgemäß die Urgeschichte der Erde und Menschheit als Zielscheibe der Angriffe dient.

W. L. J. a. d.

Dr. Adolf Ehrst und Dr. Julius Schweikert: Entfesselung der Unterwelt. Ein Querschnitt durch die Bolschewisierung Deutschlands. 320 Seiten. Kart. RM 8,50, Leinen RM 9,50. (Echart-Verlag, Berlin-Steglitz.)

Der Titel dieses Buches ist hart, fast grausam, und wir erschrecken, das er wahr sein soll. Aber er ist wahr, und dies Buch ist notwendig, das ist bittere Tatsache. Unser Volk steht wirklich im Kampf gegen eine entfesselte Unterwelt, die sich als sichtbare Erscheinungsform alles das ausersehen hat, was wir heute als „Bolschewismus“ bezeichnen. Der Gegner marschiert auf von allen Gebieten des Lebens her, und dies Buch lehrt uns, seinen Aufmarsch, der oft ganz im Verborgenen geschieht, zu sehen und zu erkennen. Es werden in dem Buch keine Reden über oder gegen den Feind gehalten, sondern durch Anführung seiner eigenen Worte aus seinen Schriften, Rundbriefen und Aufrufen und durch Wiedergabe von Bildern aus seinem Lager wird der Feind entlarvt, der um Leib und Seele unseres Volkes kämpft. Dies Buch tut den Dienst, uns die Augen zu öffnen für Art und Größe der Gefahr, in der unseres Volkes Seele schwebt. Es stellt mit seinem umfassenden Quellenmaterial ein wertvolles Rüstzeug dar für alle, die um die Rettung unserer Volksseele ringen. E. S.

## UNSER NEUES KREDITSYSTEM



Prospekt 1334 mit ausführlichen Informationen kostenlos

MERCEDES BÜROMASCHINEN - WERKE A. G.  
ZELLA-MEHLIS (THÜRINGEN)



Ein Gartenplätzchen in unserem  
Erholungsheim „Gottesgabe“  
Wernigerode (Harz)  
Am Großen Bleich 36

Angenehmes, ruhiges Heim. Tägliche Andacht. Schöne Bergwaldlage. Großer Garten. Liegehalle. Gute Verpflegung. Tagespreis 3,50 bis 5,- RM. Keine Zuschläge. Prospekt kostenlos.

Missionsbund „Licht im Osten“  
Wernigerode am Harz

## Die 46. Blankenburger Konferenz

findet, so der Herr will, von

Montag, den 22. bis Sonnabend, den 27. August 1932 statt.

Konferenz-Thema:

„Unser Glaubensweg durch das Dunkel der Zeit“ (Gebr. 12).

Katholisches Programm mit näheren Einzelheiten versendet

Evangelisches Missionshaus, Bad Blankenburg (Thür. Wald) Postfachkonto: Leipzig 19696

# Der Zug der Zeit!

Jeder Direktkauf ein Sparkauf . . . aber nur „Wiesental“-Qualitäten. Bitte probieren Sie!

777 **Blumendamast** . . . . . denkbar schöne Qualität, dicht geschlossen, prachtvolle Muster, schön glänzend, 130 cm breit 1,15 RM, - .70  
80 cm breit . . . . . per Meter RM

977 **Starker Bettuchstoff** . . . . . weiß, äußerst dichtfäd., denkbar strapazierfäh., ohne Füllappretur, von unbegrenzter Haltbarkeit, - .88  
150 cm breit . . . . . Ausnahmepreis per Meter RM

Verlangen Sie unsere neueste Preisliste oder kleine Muster gratis. Schöne Zugaben in Ware oder bar lt. Prospekt. Bei Nichtgefallen Umtausch gestattet oder Geld zurück.

## TEXTIL-MANUFAKTUR HAAGEN

WILHELM SCHÖPFLIN, HAAGEN 272 A (Baden) - Wäschefabrikation - Großversand

### Helfst den Blinden!

In schwerer Zeit bitten wir um Arbeit für unsere Blinden. Wir liefern sämtliche Bürstenwaren für den Haushalt.  
Ein Postpaket mit den gangbarsten Bürsten für den Haushalt, in erstklassiger Ausführung und Qualität liefern wir zu RM 8,-. In besserer Ausführung, poliertes Holz, RM 10,-.  
Bestellen Sie noch heute ein Paket und Sie tragen Freude und Sonnenlicht in äußere Nacht!  
Blinden-Erholungs- und -Ausbildungsheim Wernigerode a. Harz Hermann Münker.

### Zuckerkrankel

Sich befreit

## FLORA-PIN

Nr. 11

3 Pakete 4,50 RM  
Nachn. einchl. Spesen

## PINIX

Laboratorium  
Wernigerode a. H.  
Schließfach 71

### Altersheim

der besten Städte. Plätze frei.  
Monatl. 100 RM. Keine Nebenholten.

Bad: Honnef am Rhein  
Hauptstraße 93.

Die Bücher für Regentage in Ihren Ferien beziehen Sie von  
**Verlagsbuchhandlung  
"Licht im Osten"**  
Wernigerode am Harz.

## Erholungsheim

Schöne sonnige Lage. Eigener Park.  
Luft- und Sonnenbäder mit Duschanlage.  
Bequeme Spaziergänge in die reizvolle  
Umgebung. Gute Küche, auch Diät.

**3,50 4,00 4,50 RM**  
für volle Pension. Kein Zuschlag. Aus-  
führl. illust. Prospekt liegt zu Diensten.

**Evangel. Allianzhaus, Bad Blankenburg,**  
Thüringer Wald. Leiter O. Dreißholz, M. Marquardt.

## Kurort Elim, Bad Wildungen

5 Pensionshäuser, Waldbäder Schwetz, Sommerfrische, Naturkuren, Mineral-  
bäder Kurten. Vegetarische und Fleischküche. 3,-, 4,50 RM und 10%  
Vor Juni keine Prozente. Ansuchen. Prospekt mit 32 Bildern umlo-  
durch Prediger Ulfer.

## Justis Nerventoniikum

kur bei  
Nervosität, Schlaflosigkeit, Unruhe, Erschöpfung,  
Erregungs-Zuständen, Neurosen, Epilepsie  
emanant rablokative Plus-Minus-Wellenstrahlen bei en-  
ber reinigender Wirkung. Flasche 2,70 RM, 6 Flaschen 13 RM.  
Kartenteilung durch Herrn Gustav Just unentgeltlich.

**Justus-Heil- u. Nährmittel G. m. b. H., Jfenburg a. S.**